

Forschung Frankfurt



Illustration: Susanne Straßer © Hinstorff Verlag 2010

Märchen und Mythen

- Multimedikation in der alternden Gesellschaft: Täglich neun oder mehr Medikamente
- »Betriebswirtschaftliches Interesse, dass die Patienten krank bleiben«
- Wie nordische Götter und Helden fortleben
- Unaufhaltsamer Aufstieg von Grimms Märchenideal im Biedermeier
- Der moderne Manga und die Märchen

3.2012

Raum...



Campus Westend

beeindruckend



Campus Bockenheimer

traditionell



Campus Riedberg

modern

... für Ihre Veranstaltung

**Sie suchen Veranstaltungsräume,
die Ihnen etwas anderes als
Hotels, Kongress-Center und
Tagungszentren bieten?**

Dann sind Sie bei uns richtig! Die Johann Wolfgang Goethe-Universität bietet Ihnen für jede Art von Veranstaltung die passenden Räumlichkeiten.

An den drei Frankfurter Standorten Westend, Bockenheimer und Riedberg stehen Ihnen Konferenz- und Seminarräume, Festsäle, die Eisenhower-Rotunde, Hörsäle und die historische Aula mit moderner technischer Einrichtung zu Verfügung. Überzeugen Sie sich selbst von den vielen Möglichkeiten!

Fordern Sie gleich unser Informationsmaterial an oder besuchen Sie uns auf unserer Website unter www.campuslocation-frankfurt.de. Wir freuen uns auf Ihre Anfrage und stehen für weitere Auskünfte gerne zur Verfügung!

Räume – so individuell wie Ihre Veranstaltung.

Liebe Leserinnen, liebe Leser,

anstelle des Editorials wollen wir Ihnen auf dieser Seite künftig einen Blick hinter die Kulissen gewähren.

Als wir im September das Interview mit Prof. Ferdinand Gerlach führten, war es noch nicht offiziell: Erst zwei Wochen später bestätigte das Gesundheitsministerium seine Ernennung zum Vorsitzenden der Gesundheitsweisen. Um auf den Mann bereits vorher aufmerksam zu werden, brauchte es keines besonderen journalistischen Gespürs, denn Gerlach setzt sich seit 2010 als Präsident der Deutschen Gesellschaft für Allgemeinmedizin und Familienmedizin mit großem Engagement für die Allgemeinmedizin ein. Das betrifft sowohl die Attraktivität des Fachs für den ärztlichen Nachwuchs als auch die verbesserte Versorgung von Patienten in einem Gesundheitssystem, das Gerlach als ein »System der organisierten Verantwortungslosigkeit« kritisiert. Im Gespräch überzeugt der Mann mit den durchdringenden blauen Augen durch seine ruhige Entschlossenheit.

Aus einem Jahr wurden 25, aus einem Band vier mit 2000 Seiten – der Rechtswissenschaftler Prof. Michael Stolleis nahm sich 1987 vor, eine Wissenschaftsgeschichte des Öffentlichen Rechts über einen Zeitraum von 400 Jahren zu schreiben und meinte zunächst, dafür würde ein Forschungsjahr genügen. Das war eine Illusion. Er hatte Verpflichtungen als Direktor des Frankfurter Max-Planck-Instituts für europäische Rechtsgeschichte und als Hochschullehrer. Das Vorhaben dehnte sich aus – vor allem der vierte Band, in dem er die Entwicklung nach 1945 unter die Lupe nimmt, in West und Ost gleichermaßen. Während die ersten drei Bände schon längst zum Standardwerk der Disziplin avancierten und mehrfach übersetzt wurden, warteten seine Kollegen gespannt auf den letzten Band – und die positive Resonanz aus der Fachwelt ist überwältigend. Die Empfehlung unseres Kollegen Bernd Frye, der Michael Stolleis interviewt: einfach lesenswert – auch für Laien, die sich für die deutsche Geschichte vom Kriegsende bis zur Wiedervereinigung interessieren!

Wussten Sie eigentlich, dass ein in Deutschland einmaliges Comic-Archiv im Keller des IG-Farben-Hauses schlummert, dass darunter auch einige der ersten Micky-Maus-Hefte aus den 1950er Jahren sind? Als Dr. Bernd Dolle-Weinkauff vor 45 Jahren auf seinen langen Fahrt zur Schule in den als »Schmutz und Schund« geschmähten Heften schmökerte, hätte er sich nicht träumen lassen, dass er eines Tages einer der international gefragtesten Comic-Spezialisten werden würde. Inzwischen wird die Comic-Forschung auch unter Literaturwissenschaftlern allmählich salonfähig. In seinem Beitrag zum Grimm-Jahr zeigt der Frankfurter, welche Einflüsse Grimms Märchen auf japanische Manga haben.

Apropos Sammlungen: Es gibt noch weitere Schätze in der Goethe-Universität zu heben. So berichten die beiden Skandinavistinnen Prof. Julia Zernack und Dr. Katja Schulz von der Frankfurter Edda-Sammlung. Mit über 1200 Objekten bietet sie einen weltweit einmaligen Fundus an Zeugnissen, die alle auf die nordische Mythologie und Heldensage Bezug nehmen, wie die beiden Wissenschaftlerinnen eindrucksvoll beschreiben. Uns gefiel die Postkarte mit dem Wackelbild besonders gut, gleich zu Beginn des Beitrags auf Seite 30, nicht so einfach übrigens für unseren Grafiker Joachim Schreiber, Ægir aus den Fluten hervorzuzaubern.

Viel Vergnügen beim Lesen und zahlreiche neue Erkenntnisse wünschen Ihnen

Anne Hardy
Ulrike Jaspers



Kompakt

- Anne Hardy 4 Höchstdotierte EU-Förderung für drei Lebenswissenschaftler

- Anne Hardy 4 Neuer LOEWE-Schwerpunkt »Integrative Pilzforschung«

- Ulrike Jaspers 16 Was die Bestattungskultur über den sozialen Wandel aussagt

- Beate Meichsner 7 Natürlicher Blockademechanismus für HIV entschlüsselt

- Anne Hardy 7 Den Tricks der Tuberkulose-Bakterien auf der Spur

- Ernst Hanisch 8 Die Gallenblase durch den Bauchnabel entfernen

Allgemeinmedizin

- Christiane Muth, Marjan van den Akker 9 Multimorbidität und Multimedikation: Herausforderungen in einer alternden Gesellschaft

- Andrea Siebenhofer-Kroitzsch 13 Patienten mit Gerinnungs-Gerinnungsstörungen optimal versorgen

- Ferdinand Gerlach, Anne Hardy 16 »Ein System der organisierten Verantwortungslosigkeit« – Über die Kluft zwischen ambulanter und stationärer Versorgung

Perspektiven

- Beate Meichsner 22 Die forschende Pharmaindustrie in Europa halten – Innovative Medicines Initiative

- Ulrike Jaspers 26 Goethe verbindet – Hochstift und Universität wollen stärker kooperieren

9 Täglich neun oder mehr Medikamente

Im Jahr 2005 nahmen mehr als ein Drittel der über 65-Jährigen täglich neun oder mehr Medikamente ein. Zu diesen ärztlich verordneten Medikamenten kamen noch weitere in der Apotheke frei verkäufliche hinzu. Welche Gefahren die Multimedikation birgt und wie man diesen begegnen kann, untersuchen *Dr. Christiane Muth* vom Institut für Allgemeinmedizin und *Prof. Marjan van den Akker* von der Universität Maastricht. Ihr Rat: Assistenzpersonal für das Gespräch mit Patienten ausbilden und unerwünschte Wechselwirkungen durch computergestützte Verordnungen vermeiden.



»Betriebswirtschaftliches Interesse, dass Patienten krank bleiben«

22



»In unserem Gesundheitssystem haben verrückterweise letztlich alle ein betriebswirtschaftliches Interesse daran, dass die Patienten krank sind und auch bleiben.« Diese ernüchternde Feststellung ist für *Prof. Ferdinand Gerlach* mehr Ansporn zum Handeln als Grund zur Resignation. Im Interview entwickelt er die Vision eines Systems, in dem das Wohl des Kranken im Mittelpunkt steht. Auch die Ausbildung des ärztlichen Nachwuchses liegt dem Frankfurter Allgemeinmediziner am Herzen, denn der Hausärztemangel ist in Hessen jetzt schon spürbar.

Einblicke in die Frankfurter Edda-Sammlung

30



Edda – diesen Namen tragen zwei isländische Werke aus dem 13. Jahrhundert. Gemeinsam überliefern sie, das eine in Liedern, das andere in Prosa, den größten erhaltenen Schatz an nordischer Mythologie und Helden-sage. Gern für »germanisch« gehalten sind diese Stoffe seit dem 18. Jahrhundert weit über Island hinaus bekannt. Das spiegelt sich auch in den mehr als 1200 Objekten der Frankfurter Edda-Sammlung im Institut für Skandinavistik. *Prof. Julia Zernack* und *Dr. Katja Schulz* zeigen, wie die Mythen buchstäblich in jeden Winkel der Kultur vordringen können.

Grimms Märchenideal im Biedermeier

38

Märchen und Mythen

Pünktlich zum Jubiläum stehen auch in »Forschung Frankfurt« die Grimm'schen Märchen im Mittelpunkt der wissenschaftlichen Betrachtung. Im Dezember des Jahres 1812 erschien der erste Band der »Kinder- und Hausmärchen«. Gesammelt durch die Brüder Grimm«, so der Originaltitel. Doch was die beiden Hessen Jacob und Wilhelm Grimm als reine »Volksprosa« darboten, war ihr literarisches Kunstwerk. Prof. Hans-Heino Ewers analysiert, warum diese Märchen in der Epoche des Biedermeier so eine enorme Anziehungskraft für Erwachsene hatten.



- Wie die nordischen Götter und Helden bis heute fortleben – Blick in die Edda-Sammlung 30 Julia Zernack
Katja Schulz

- Vom unaufhaltsamen Aufstieg des Grimm'schen Märchenideals im Biedermeier 38 Hans-Heino Ewers

- Grimms Märchen als Manga – Wenn Rotkäppchen den Wolf heiratet 44 Bernd
Dolle-Weinkauff

- »Es war 1mal 1 finsterner Wald ...« Grimms Märchen in der aktuellen Kinder- und Jugendliteratur 48 Claudia Maria Pecher

- Shrek meets Schneewittchen – Was Film- und Fernsehproduktionen aus Märchen machen 53 Anke Harms

- Buchtipps zum Ausstellungsband – »Weil die Märchen Ideen zu Bildern geben ...« 56 Martin Anker

44 Die Grimms und die Manga



Die Brüder Grimm sind wohl die mit Abstand bekanntesten deutschen Literaten in Japan. Dass ihre Märchen auch in den japanischen Comic Eingang fanden, hängt mit dem Wesen des modernen Manga als einer Form der globalisierten Populär- und Jugendkultur zusammen. Was in westlichen Ländern als Comic japanischer Herkunft entgegentritt, spiegelt oft amerikanische und europäische Einflüsse wider. So gehen etwa die als so typisch japanisch geltenden tellergroßen Augen und kindlichen Proportionen auf Disney-Filme und Disney-Comics zurück. Dr. Bernd Dolle-Weinkauff beschäftigt sich fast 30 Jahren mit der Comic-Forschung, und dazu gehören auch die Manga.

Rechtsgeschichte aktuell

- Wie das Staatsrecht wurde, was es bald nicht mehr ist – Gespräch mit Rechtshistoriker Stolleis über seine vierbändige »Geschichte des öffentlichen Rechts in Deutschland« 58 Michael Stolleis
Bernd Frye

- Aus der Zeit gefallene Geschichtsschreibung – Rezension zum vierten Band 62 Anna Katharina
Mangold

Gute Bücher

- Notker Hammerstein Die Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main, Nachkriegszeit und Bundesrepublik 1945–1972 64 Andreas Fahrmeir

- Michael Maaser/ Gerrit Walther (Hrsg.) Bildung. Ziele und Formen, Traditionen und Systeme, Medien und Akteure 66 Barbara Wolbring

- Dagmar Stutzinger Griechen, Etrusker und Römer. Eine Kulturgeschichte der antiken Welt im Spiegel der Sammlungen des Archäologischen Museums Frankfurt 67 Wulf Raeck

400 Jahre Rechtsgeschichte – Ein »gigantischen Pensum«

62

Der Rechtshistoriker Prof. Michael Stolleis hat seine vierbändige »Geschichte des öffentlichen Rechts in Deutschland« nach 25 Jahren abgeschlossen. Neben der großen wissenschaftlichen Leistung lobt die Kritik auch die Ausdauer und Akribie bei der Bewältigung des »gigantischen Pensums« und die Art und Weise, wie präsentiert werden. »Ein Lesevergnügen auch für Nichtjuristen« – wie die Ergebnisse Dr. Anna Katharina Mangold in ihrer Rezension des vierten Bandes bemerkt. Im Gespräch mit Stolleis geht es auch darum, dass eine Geschichte des öffentlichen Rechts womöglich schon bald nicht mehr fortzuschreiben wäre. Denn der Gegenstand des »ius publicum«, der Nationalstaat, scheint im Zeitalter der Globalisierung immer mehr an Bedeutung zu verlieren.



Das nächste Mal

Vorschau, Impressum, Bildnachweis 68

Erfolgreicher Nachwuchs

Höchstdotierte EU-Förderung für drei Lebenswissenschaftler

Gleich drei Wissenschaftler der Goethe-Universität waren bei der Einwerbung des begehrten »Starting Independent Researcher Grant« des European Research Council (ERC) erfolgreich: der Mikrobiologe Prof. Helge Bode, der Kardiologe Dr. Michael Potente und der Biochemiker Dr. Martin Vabulas. Mit dem 2007 erstmals ausgeschriebenen Programm will die Europäische Union europaweit kreative Wissenschaftler und zukunftsweisende Projekte fördern.

Prof. Helge Bode erforscht die Stoffwechselprodukte (Metabolite) von Bakterien. Sie können als pharmazeutische Leitstrukturen dienen,

men mit diesen Insektenlarven infizieren und töten. Der Forscher will in diesem einfachen Ökosystem die Funktion der Metabolite unter-



Erhalten eine begehrte und hoch angesehene Forschungsförderung der Europäischen Union: der Mikrobiologe Prof. Helge Bode, der Biochemiker Dr. Martin Vabulas und der Kardiologe Dr. Michael Potente.

beispielsweise aufgrund ihrer antibiotischen Wirkung. Trotz ihrer großen Bedeutung weiß man bisher zu wenig über die natürliche Funktion dieser Metabolite in den bakteriellen Produzenten und die regulatorischen Netzwerke, die ihrer Produktion zugrunde liegen. Bode erforscht Bakterienarten, die in Symbiose mit Fadenwürmern leben und zusam-

suchen und Methoden entwickeln, diese in großer Ausbeute von den Bakterien herstellen zu lassen. Fördersumme: 1,75 Millionen Euro.

Der Kardiologe Dr. Michael Potente untersucht das Wachstum von Blutgefäßen (Angiogenese). Eine unzureichende Gefäßneubildung trägt zur Entstehung bestimmter Herz-Kreislauf-Erkrankungen bei. Eine

exzessiv gesteigerte Blutgefäßbildung ist hingegen zentrales Merkmal zahlreicher Tumorerkrankungen. Handelsübliche Therapeutika können das abnormale Gefäßwachstum nur begrenzt kontrollieren. Um wirkungsvoller eingreifen zu können, untersucht Potente, wie sich der Metabolismus von Endothelzellen, die das Innere von Blutgefäßen auskleiden, auf die Angiogenese auswirkt. Der Mediziner hofft, aus seinen Erkenntnissen neue Strategien zur Behandlung von Herz-Kreislauf- und Krebs-Erkrankungen ableiten zu können. Fördersumme: 1,5 Millionen Euro.

Dr. Martin Vabulas erforscht, welchen Zusammenhang es zwischen der Stabilität von zellulären Proteinen, der Entwicklung verschiedener Krankheiten und dem Alterungsprozess gibt. Mithilfe des ERC-Grants kann er seine Untersuchungen nun auch auf Krebs ausweiten. Insbesondere will er herausfinden, wie man die Metastasierung von Krebszellen verhindern kann. Sein Ansatz besteht darin, eine bestimmte Gruppe von Chaperon-Proteinen, die HSP70-Familie, zu untersuchen. Chaperone – oder molekulare Anstandsdamen – stabilisieren Proteine, welche die Metastasierung begünstigen. Das könnte ihre besonders hohe Aktivität während der Tumorentwicklung erklären. Ziel ist es, diese Mechanismen besser zu verstehen und auf der molekularen Ebene wirksame Mittel zu finden, dort einzugreifen. Fördersumme: 1,37 Millionen Euro. ♦

Anne Hardy

Pilze – die unbekanntesten Lebewesen

Neuer LOEWE-Schwerpunkt »Integrative Pilzforschung«

Die Vielfalt der Pilze zu verstehen und nutzbringend anzuwenden, ist das Ziel des LOEWE-Schwerpunkts »Integrative Pilzforschung«. Pilze gehören zu den größtenteils unbekanntesten Lebewesen unseres Planeten. Schätzungen zufolge sind 90 Prozent ihrer Arten noch unentdeckt. Bedenkt man die große wirtschaftliche Bedeutung einiger Pilzarten, etwa bei der Herstellung von Brot, Käse und Wein, aber auch von Antibiotika, erscheint eine gründliche Erforschung der Pilze überaus lohnend.

»In Hessen arbeiten fast zwei Drittel der deutschen Pilzforscher. Die Bedingungen für eine fachübergreifende Forschung sind gut«, erklären Prof. Helge Bode und Prof. Marco Thines, Sprecher des LOEWE-Schwerpunkts, der von 2013 bis



Pilze in der Verwandtschaft der Holzkeulenpilze, hier *Xylaria hypoxylon*, bilden eine große Vielfalt chemischer Verbindungen, die Fraßfeinde abwehren sollen und gleichzeitig als Insektizide oder im medizinischen Kontext interessant sein können.

2015 mit rund 4,5 Millionen Euro gefördert wird. Erstmals werden Spezialisten für die Klassifizierung der Pilze (Biodiversitäts-Forscher) mit Biochemikern, Biotechnologen

und Molekulargenetikern zusammenarbeiten.

Damit erweitert sich das Wissen über die Pilzvielfalt in Hessen und ausgewählten tropischen Regionen.

Zugleich kann die Entdeckung neuer, nutzbarer Substanzen schneller in biotechnologische Prozesse umgesetzt werden.

◆ **Anne Hardy**

Handy statt Engel – Uniformität der Friedhöfe war gestern, heute dominiert individuelle Gestaltung

Was eine geänderte Bestattungskultur über den sozialen Wandel der Gesellschaft aussagt

Der Tod beendet das Leben – aber muss dies auch zwangsläufig das Ende der Individualität bedeuten? Wenn Menschen meinen, in traditionellen Ritualen keine Orientierung mehr zu finden, suchen sie auch für den letzten Gang ihrer Angehörigen einen ganz eigenen Weg. Die Bestattungskultur als Seismograf für sozialen Wandel – der Frankfurter Soziologe Dr. Thorsten Benkel ist davon überzeugt, dass Friedhöfe sich bestens eignen, um »Transformationsvorgänge« in der Gesellschaft zu diagnostizieren.

»Friedhöfe sind eben nicht die Endstation der Gesellschaft«, so der Wissenschaftler, der im Fachbereich Gesellschaftswissenschaften an der Goethe-Universität forscht. Die Uniformität der Friedhöfe war gestern, heute dominiert zusehends die individuelle Gestaltung der Gräber. Benkel hat in den vergangenen eineinhalb Jahren »Feldforschung auf dem Friedhof« betrieben: 160 Friedhöfe insbesondere in bundesdeutschen Großstädten und im Rhein-Main-Gebiet erkundete er – manche auch mehrmals. Er hat mit

Bestattern, Steinmetzen und Angehörigen gesprochen.

Noch ist die Studie nicht abgeschlossen, aber einige wichtige Tendenzen lassen sich bereits ablesen: »So sind an die Stelle religiöser Symbole und der damit verbundenen Dokumentation einer Religionszugehörigkeit Verweise auf die individuelle Persönlichkeit getreten«, konstatiert Benkel. »Zwar ist das Symbol des Kreuzes nach wie vor weit verbreitet; es gilt allerdings eher als ein Zeichen des Verlusts und der Trauer.« Fotos auf Grab-



Abschied mit Musik: Rockgitarre als Grabstein.



Aus unverwütllichem Marmor: Der Frankfurter Messeturm und zwei Gedenksteine. Eine Verbindung des verstorbenen Diplom-Ingenieurs mit dem markanten Bauwerk liegt nahe.

le Ansichten und gar Lebensphilosophien der Verstorbenen nicht verborgen«, berichtet Benkel. Nicht jede intime Zuneigungsbekundung, jedes Zitat, jeder Racheschwur oder Sinnspruch lässt sich entziffern; kryptische Formulierungen, die nur den Eingeweihten vorbehalten sind, wecken gleichermaßen erhöhte Aufmerksamkeit bei zufälligen Besuchern. Ist diese neue Bestattungskultur nicht die reale Fortsetzung der virtuellen öffentlichen Darstellung – vom Facebook zum Friedhof? Dazu Benkel, der sich seit Jahren in seiner Forschung auch mit Praxen der individuellen Selbstpräsentation im Internet beschäftigt: »Die individuelle Lebenswelt der Menschen dringt immer mehr nach außen; die Trennung von Öffentlichkeit und Privatsphäre durchläuft einen Wandel – im Leben und auch danach.«

Zu Zeiten, als mit der Herkunft auch schon der spätere Beruf oder der Wohnsitz und damit die spätere Grabstätte feststanden, gehörten diese Angaben auch ins Repertoire der Grabinschriften – doch auch das hat sich mittlerweile geändert: »In der Bestattungskultur geht es nicht mehr so sehr darum, dass die Angehörigen den Verstorbenen in einen gemeinschaftlichen Rahmen, zum Beispiel in die Dorfgemeinschaft, eingliedern, im Vordergrund steht heute vielmehr die Feier der persönlichen Einzigartigkeit«, erläutert der Soziologe.



Ein wandlungsfähiges Symbol: Das Kreuz taucht auf modernen Gräbern in neuen Formen auf.

Hinter Anonymität verbirgt sich Freiheit des Individuellen

Eigentlich ist der Friedhof ein Ort der Kollektivierung, ja fast der Gleichmachung – zumindest verbindet alle der endgültige Abschied vom Leben im Diesseits. Ist die neue Gestaltungsvielfalt der Grabstätten auch als individueller Ausbruchversuch zu werten? »Ja, das lässt sich aus soziologischer Perspektive so deuten«, meint Benkel. Es lassen sich aber zeitgleich zwei extreme Tendenzen beobachten: so individuell wie möglich – so anonym wie möglich. Denn Beisetzungen im Friedwald oder auf Rasenflächen ohne Namenskennung erfahren seit einigen Jahren enormen Zuspruch.

Wie erklärt der Soziologe diese Dialektik zwischen Individualität und Anonymität? »Das ‚Fehlen‘ eines Grabes steht einerseits für die Freiheit, damit auch für die Eigenbestimmtheit, aus etablierten Formen auszubrechen; es birgt andererseits aber auch einen pragmatischen Aspekt: Diese Form der Bestattung ist die kostengünstigste und für die Angehörigen fällt keine Pflege an.« Und sie entspricht der zunehmenden Mobilität der Gesellschaft, wo für den regelmäßigen Besuch auf dem Friedhof und die Grabpflege oft keine Zeit bleibt. Die November-Rituale gehören heute noch am ehesten in den religiös geprägten und vor allem ländlichen Regionen zu den anerkannten Konventionen.

Das Forschungsthema »Neue Formen der Abschiedskultur« ist für Benkel und seinen Mitarbeiter Matthias Meitzler nicht mit der Analyse der Gestaltungsvielfalt von Grabstätten ausgeschöpft. Auf seinem Programm stehen auch die soziale Relevanz des Umgangs mit toten Körpern (wie wird im Trauerfall der tote Körper von der Person unterschieden?), die Kommunikationsform von Todesfällen und Traueranzeigen und gesellschaftlichen Erwartungshaltungen gegenüber den Angehörigen. Bereits im August 2012 ist von Thorsten Benkel im Logos-Verlag (Berlin) das Buch »Die Verwaltung des Todes – Annäherungen an eine Soziologie des Friedhofs« erschienen (ISBN 978-3-8325-3126-3, 173 Seiten, 23,50 Euro). Weitere Publikationen sind in Vorbereitung. ♦

Ulrike Jaspers

steinen sind in einigen Regionen Deutschlands schon im 20. Jahrhundert üblich gewesen, doch inzwischen findet man sie häufiger – und auch die Art der Fotos spiegelt wider, dass die Angehörigen den Verstorbenen individueller und leibhaftiger darstellen wollen, ein einfaches Porträtfoto reicht dafür nicht aus.

Beliebt sind Fotos beispielsweise in vertrauter Umgebung, bei Freizeitbeschäftigungen, sogar im Kreis von Freunden oder in alltagstypischen Situationen. Hobbys werden sehr häufig und in verschiedenster Weise dargestellt: das geliebte Kleidungsstück, der Geigenkasten, die Rockgitarre, Golf- und Hockeyschläger, Snow- und Skateboards und militärische Devotionalien werden in die Grabgestaltung integriert. Es gibt Grabsteine in Form von Autos, Gebäuden, Mänteln, Tieren, Instrumenten, Rechenschiebern, Schiffen, menschlichen Körpern oder – was in der Welt der ständigen Erreichbarkeit auch an Orten der letzten Ruhe nicht ausbleiben darf: in Form eines Mobiltelefons.

Vom Facebook zum Friedhof: Fließende Grenzen zwischen Privat und Öffentlich

»Friedhofsbesuchern bleiben die Vereinszugehörigkeiten, individuel-

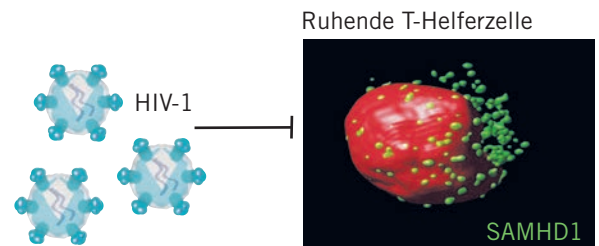
Natürlicher Blockademechanismus für HIV entschlüsselt

Ein internationales Forscherteam unter der Leitung des Frankfurter Virologen Prof. Oliver T. Keppler hat ein Schlüsselprotein des menschlichen Immunsystems identifiziert, das den Vermehrungsprozess des HI-Virus in bestimmten T-Helferzellen aufhalten kann. Das schafft die Grundlage für ein besseres Verständnis der Immunschwächekrankheit AIDS und eröffnet neue Therapieansätze.

Das HI-Virus kann sich in verschiedenen Wirtszellen des menschlichen Körpers vermehren – vor allem in CD4 T-Lymphozyten, auch T-Helferzellen genannt. Diese Hauptzielzellen des Virus sind ein wichtiger Bestandteil des Immunsystems und existieren in aktivierter und in ruhender Form. Allerdings sind sie nur in ihrer aktivierten Form durch das HI-Virus infizierbar. Ist das Virus erst einmal in der Zelle, muss es seine Erbinformation von einer RNA in eine DNA umschreiben. Diese sogenannte Reverse Transkription ist einer der entscheidenden Schritte bei der Virusvermehrung. Warum aber kann sich das HI-Virus in den aktivierten, nicht aber in den ruhenden T-Helferzellen vermehren? Der Antwort auf diese Frage ist Prof. Oliver T. Keppler, Di-

rektor des Instituts für Medizinische Virologie am Universitätsklinikum Frankfurt, gemeinsam mit Kollegen des Universitätsklinikums Heidelberg nun ein gutes Stück nähergekommen.

Entscheidend ist, so die Forscher, das Protein SAMHD1. Dieses Protein ist der zentrale Gegenspieler von HIV in infizierten ruhenden T-Helferzellen. Da es die Konzentration der Nukleotid-Bausteine in der Zelle verringert, hat das HI-Virus nicht mehr genug »Baumaterial«, um seine Erbinformation umzuschreiben. Die Reverse Transkription ist gestört, das Virus kann sich nicht vermehren. Keppler und seine Kollegen konnten zeigen, dass sich das HI-Virus in diesen ruhenden Zellen nur dann erfolgreich vermehrt, wenn das SAMHD1-Pro-



tein ausgeschaltet wird. Das Protein verhindert aber nicht nur die Ausbreitung des HI-Virus in ruhenden T-Helferzellen, es trägt leider auch indirekt zum Absterben dieser Zellen bei. Denn dadurch, dass es die Reverse Transkription verhindert, bringt es das HI-Virus dazu, kleine DNA-Bruchstücke herzustellen. Diese wiederum erkennen die Sensoren der betroffenen Zelle als »Fremdkörper«, worauf die Zelle Zytokine ausschüttet – es kommt zum Zelltod. Dieses unnötige Todesprogramm der T-Helferzellen könnte, so hoffen die Forscher, beispielsweise dadurch unterbrochen werden, dass man die Sensoren für die DNA-Bruchstücke blockiert oder ablenkt.

◆
Beate Meichsner

Das Protein SAMHD1 (grün) verhindert, dass sich das HI-Virus in einer ruhenden T-Helferzelle (der Zellkern ist rot angefärbt) von einer RNA in eine DNA umschreiben kann, wodurch der Vermehrungszyklus des Virus unterbrochen wird.

Den Tricks der Tuberkulose-Bakterien auf der Spur

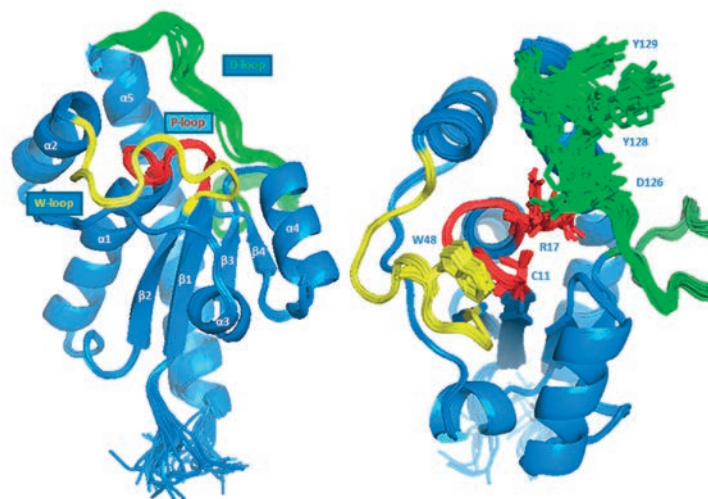
Struktur und Dynamik eines »Helfer-Proteins« aufgeklärt

Tuberkulose-Bakterien können über viele Jahre im Körper überleben, weil sie von den Fresszellen des Immunsystems nicht immer abgetötet werden können. Eine wichtige Rolle spielt dabei ein spezifisches Protein, das von den Bakterien freigesetzt wird, um deren Überleben zu sichern. Ein Forscherteam um Prof. Harald Schwalbe hat die Struktur und Dynamik des Proteins aufgeklärt und herausgefunden, warum es bisher nicht durch spezifische Wirkstoffe ausgeschaltet werden konnte.

Ein mit Tuberkulose infizierter Mensch wird in der Regel erst krank, wenn sein Immunsystem geschwächt ist, etwa durch Alkoholismus, AIDS oder das Immunsystem unterdrückende Medikamente. Bis zu diesem Zeitpunkt kapseln die Fresszellen (Makrophagen) die Eindringlinge ein. Könnte man das Protein Tyrosin Phosphatase A, kurz

MtpA, ausschalten, hätte man das Problem bei der Wurzel gepackt und könnte Antibiotika-Therapien deutlich sparsamer einsetzen.

MtpA besteht aus drei flexiblen Molekülregionen, die zusammen eine Art Tasche bilden. Sobald ein Bindungspartner an diese Regionen andockt, ändern sie ihre Orientierung und gehen von einer offenen



Dreidimensionale Struktur der Tyrosin Phosphatase A, die von Tuberkulose-Bakterien freigesetzt wird. Sie ist eines der Hauptziele für das Wirkstoff-Design. Links erkennt man die sekundären Strukturelemente, rechts ist das aktive Zentrum zu sehen.

in eine geschlossene Konformation über, ähnlich wie bei einem Rucksack, den man zuschnürt und schließt. Um das Protein durch einen Wirkstoff gezielt ausschalten zu können, müsste man diesen so entwerfen, dass er optimal in die Bindungstasche passt und mit ihr eine starke Bindung eingeht. Damit wäre eine Manipulation der Makrophagen durch MptpA nicht mehr möglich, und das Tuberkulosebakterium würde verdaut werden, wie die meisten anderen Bakterien auch.

Bisher kannte man nur Strukturdaten von MptpA im gebundenen Zustand. »Das war für ein compu-

tergestütztes Wirkstoffdesign irreführend, denn die Bindungstasche erscheint dann viel enger«, erklärt die Chemikerin Tanja Stehle, die das Protein im Rahmen ihrer Doktorarbeit am Institut für Organische Chemie und Chemische Biologie von Prof. Harald Schwalbe untersuchte. Gemeinsam mit Postdoktorand Dr. Henry Jonker untersuchte sie deshalb das ungebundene Protein mit NMR-Spektroskopie in wässriger Lösung.

Aus den Experimenten konnten durch aufwendige Rechnungen nicht nur die Struktur des ungebundenen Proteins, sondern auch sei-

ne Dynamik aufgeklärt werden. Die neuen Strukturdaten sollten es nun Wirkstoff-Designern ermöglichen, Moleküle zu entwerfen, die das MptpA gezielt blockieren können. ♦

Anne Hardy

Publikation

Tanja Stehle et al. The Apo-structure of the Low Molecular Weight Protein-tyrosine Phosphatase A (MptpA) from *Mycobacterium tuberculosis* Allows for Better Target-specific Drug Development *Journal of Chemical Biology*, Vol. 287, Issue 41, 34569-34582, October 5, 2012, DOI: 10.1074/jbc.M112.399261.

Die Gallenblase durch den Bauchnabel entfernen

Sichere Operationstechnik hat viele Vorteile für Patienten

Minimal invasive Techniken gehören zum chirurgischen Alltag. Sie hinterlassen nur kleine Narben, erfordern aber ein besonderes Geschick des Operateurs. Eine Studie von Ernst Hanisch, Professor an der Goethe-Universität und Chefarzt an der Asklepios Klinik Langen, zur minimal invasiven Entfernung der Gallenblase zeigt: Die Technik ist sicher und verbessert sich mit zunehmender Erfahrung des Chirurgen.

In der kontrollierten Fallstudie wurden die Ergebnisse von 100 Gallenblasenentfernungen durch einen kleinen Schnitt im Bereich des Bauchnabels (Single-Port-Cholezystektomie) retrospektiv mit 100 konventionell ausgeführten Operationen verglichen. Alle Eingriffe wurden

von demselben Chirurgen vorgenommen.

Bei den postoperativen Komplikationen und der Verweildauer in der Klinik gab es zwischen den Patientengruppen keine signifikanten Unterschiede. Ebenso war der Verbrauch von Schmerzmitteln

während der Operation in beiden Gruppen ähnlich. Direkt nach der Operation mussten jedoch den Patienten der Single-Port-Gruppe im Aufwachraum mehr Analgetika verabreicht werden. Auch dauerte die Single-Port-Operation etwas länger. Ab dem dreißigsten Eingriff machte sich die Übung des Chirurgen durch das Abnehmen der Operationsdauer bemerkbar.

»Die Studie bestätigt, dass die Single-Port-Cholezystektomie eine geeignete und sichere OP-Methode in einer dafür vorgesehenen Umgebung ist«, erläutert Prof. Hanisch, Chefarzt der Klinik für Viszeral- und Thorax-Chirurgie an der Asklepios Klinik Langen. Für die Patienten liegen die Vorteile auf der Hand: Die Operation hinterlässt, im Gegensatz zu früher, nur noch einen kleinen Schnitt, der darüber hinaus fast unsichtbar im Bauchnabel liegt. Die postoperativen Schmerzen reduzieren sich ebenso wie die Risiken von Blutungen oder Infektionen. Hanisch rechnet damit, dass die Patienten nach Etablierung des Verfahrens auch schneller nach Hause gehen können. ♦

Die Entfernung der Gallenblase durch einen kleinen Schnitt im Bereich des Bauchnabels erfordert Übung. Für den Patienten hat sie viele Vorteile.



Der Autor

Prof. Dr. Dr. Ernst Hanisch, Chefarzt der Klinik für Viszeral- und Thorax-Chirurgie, Asklepios Klinik Langen
e.hanisch@asklepios.com

»Wenn ich alle Pillen genommen habe, bin ich satt«

Multimorbidität und Multimedikation: Herausforderungen in einer alternden Gesellschaft

von **Christiane Muth**
und **Marjan van den Akker**



Mit den Krankheiten häuft sich im Alter auch die Zahl der einzunehmenden Medikamente. Das bringt viele Probleme mit sich. Das Institut für Allgemeinmedizin der Goethe-Universität untersucht in enger Kooperation mit der Universität Maastricht die Folgen der Multimedikation und entwickelt gemeinsam mit Hausärzten Strategien, um unerwünschte Wirkungen zu vermeiden.

Wenn ich alle Pillen genommen habe, bin ich satt!« Mit dieser Klage müsste Hartmut Breuer seine Hausärztin in der Sprechstunde begrüßen. Nach einem anstrengenden Berufsleben mit schwerer körperlicher Arbeit ist der 62-Jährige wegen seiner zahlreichen Erkrankungen vorzeitig berentet. Aufgrund gesundheitlicher Probleme musste er seine Tätigkeit im Bergbau vorzeitig aufgeben, später arbeitete er als Maurer.

Im Laufe der Jahre stellten sich zu seiner Silikose (Steinstaublung) und zunehmenden Beschwerden an Gelenken und Wirbelsäule weitere chronische Erkrankungen ein, darunter ein Diabetes mellitus (Zuckerkrankheit), eine Fettstoffwechselstörung, Bluthochdruck und Herzrhythmusstörungen. In der Folge erlitt Hartmut Breuer im vergangenen Jahr bereits seinen zweiten Herzinfarkt und verließ das Krankenhaus mit einer Entlassungsmedikation aus insgesamt 15 Medikamenten, die er zu drei verschiedenen Tageszeiten einnehmen musste. Nach und nach konnten zwar vier Medikamente abgesetzt werden, aber Breuer vergeht schon beim Anblick der verbliebenen 11 Medikamente der Appetit.

Da seine Hausärztin von der Wichtigkeit dieser Medikamente überzeugt ist, hat der Frührentner seine eigenen Strategien entwickelt: Wenn es ihm gut geht, lässt er einige dieser Medikamente eine Weile weg oder nimmt nur die Hälfte der verschriebenen Dosis.

Ein anderes Medikament hat er abgesetzt, da er davon immer Magenbeschwerden bekam. Außerdem kauft sich Hartmut Breuer nun immer öfter Schmerztabletten in der Apotheke gegen seine Gelenk- und Rückenschmerzen. Mit seiner Hausärztin spricht der Patient aber nicht über seine selbst entwickelten Strategien, und daher begrüßt er sie auch nicht mit der Klage: »Wenn ich alle Pillen genommen habe, bin ich satt!«.

Multimorbidität, eine schleichende Epidemie

Den hier beschriebenen Fall Breuer gibt es in Wirklichkeit zwar nicht, aber Patienten wie er sind nicht die Ausnahme in Hausarztpraxen – sie sind inzwischen die Regel. Multimorbidität – das Vorliegen mehrerer chronischer Erkrankungen bei einem Patienten – betrifft internationalen Studien zufolge etwa ein Drittel aller Patienten in der Hausarztpraxis. Da die Häufigkeit mit dem Alter zunimmt, sind etwa die Hälfte der über 65-Jährigen bereits multimorbide, bei den über 75-Jährigen sind es sogar mehr als drei Viertel. Besonders häufig betrifft es Menschen mit niedrigem Bildungsgrad und aus einkommensschwachen Verhältnissen. Multimorbide Patienten sterben früher als nicht multimorbide, haben eine eingeschränkte Lebensqualität, sind öfter auf Heimpflege angewiesen, gehen häufiger zum Arzt und werden häufiger ins Krankenhaus eingewiesen. Die damit verbundenen



Bei Patienten mit mehreren chronischen Erkrankungen häufen sich im Laufe der Jahre die verordneten Medikamente. Wechselwirkungen und Dosisanpassungen an das Lebensalter werden oft nicht bedacht.

rigen neun und mehr Wirkstoffe in Dauertherapie einnahme.^{13/} Zu diesen ärztlich verordneten Medikamenten kamen jedoch noch weitere in der Apotheke frei verkäufliche hinzu: Nach den Daten des Bundesgesundheits surveys ist anzunehmen, dass etwa jedes vierte angewendete Medikament ein frei verkäufliches ist, das zusätzlich zu den verschriebenen Medikamenten eingenommen wird.^{11/}

Multimedikation birgt erhöhte Gefahren im Alter

Mit zunehmendem Alter und wachsender Anzahl eingenommener Medikamente steigen jedoch auch die damit verbundenen Risiken deutlich an: So nimmt beispielsweise die Entgiftungsfunktion des menschlichen Organismus mit dem Alter physiologisch ab und der Körperbau ändert sich hinsichtlich der Zusammensetzung von Fett und Wasser. In der Folge ist die Verträglichkeit von Medikamenten reduziert, da sich Medikamente im Körper anders verteilen und unter Umständen kumulieren. Es treten häufiger Unerwünschte Arzneimittelwirkungen (UAW) auf, die bis zur Krankenhauseinweisung oder in seltenen Fällen sogar zum Tod führen können. Werden fünf und mehr Medikamente gleichzeitig eingenommen, steigt das Risiko für UAW deutlich an.^{14/} Die von unserem fiktiven Patienten erlebten Magenbeschwerden, die er auf die Einnahme einer bestimmten Tablette zurückführte, könnten Ausdruck einer UAW sein.

Mit dem Phänomen Multimedikation sind jedoch weitere Risiken verbunden: So wurden in einer Frankfurter Untersuchung an einer kleinen Stichprobe älterer, multimorbider Patienten mit Multimedikation bei etwa einem Viertel Wechselwirkungen zwischen Medikamenten gefunden. Bei etwa ebenso vielen Patienten war die Medikamentendosis nicht an die abnehmende Nierenfunktion angepasst worden. Bei je einem Fünftel wurden bestehende Gegenanzeigen gegen die

Kosten werden in allen entwickelten Industrieländern zunehmend als Herausforderung angesehen.^{11, 2/}

Wie in unserem fiktiven Fallbeispiel von Hartmut Breuer führt Multimorbidität häufig zur Einnahme von fünf oder mehr Medikamenten, auch als Multimedikation oder Polypharmazie bezeichnet. Dabei entstehen die umfangreichen Einnahmepläne zumeist allmählich über einen längeren Zeitraum. Eine chronische Krankheit wird festgestellt und nach dem aktuellen Stand des Wissens – zum Beispiel nach Empfehlungen evidenzbasierter Leitlinien – behandelt. Stellt sich eine weitere Erkrankung ein, werden zusätzliche Medikamente verordnet – vom Hausarzt, den hinzugezogenen Spezialisten oder im Krankenhaus. Untersuchungen an gesetzlich Krankenversicherten der Gmünder Ersatzkasse haben beispielsweise gezeigt, dass im Jahr 2005 mehr als ein Drittel der über 65-Jäh-

Multimedikation – ein Kommunikationsproblem: Hausärzte bestimmen meistens die Gesprächsinhalte und Patienten verhalten sich oft passiv und berichten nicht von ihren medikationsbezogenen Problemen.



Einnahme nicht beachtet beziehungsweise es wurden Medikamente verordnet, die im höheren Lebensalter nicht empfohlen werden. Diese unterschiedlichen Arten von potenziell unangemessenen Verordnungen sind auch in anderen Studien als typisches Problem von Multimedikation bestätigt worden. Die daraus resultierenden Konsequenzen sind ernst: Man schätzt, dass weltweit etwa 6,5 Prozent aller Krankenhauseinweisungen aufgrund von UAW erfolgen, die in bis zu 80 Prozent der Fälle als schwerwiegend bewertet werden und in etwa 2 Prozent der Fälle sogar tödlich verlaufen. Für Deutschland geht man davon aus, dass die damit verbundenen Kosten jährlich etwa 400 Millionen Euro betragen.^{/4/ 15/}

Multimedikation – und trotzdem untertherapiert?

Ein ganz anderes und auf den ersten Blick eher paradox anmutendes Problem bei Multimedikation ist die Untertherapie.^{/6/} Darunter versteht man, dass ein gesundheitliches Problem ohne rationalen Grund unbehandelt bleibt. In unserem Beispiel leidet Herr Breuer an Schmerzen seiner Gelenke und seiner Wirbelsäule – Ausdruck fortgeschrittener Verschleißerscheinungen. Die Schmerzursache ist zwar eher banal, die Auswirkungen mit schmerzbedingtem Leiden, schmerzbedingt eingeschränkter Mobilität (und Funktionalität) und dem Versuch der Selbsttherapie mit frei verkäuflichen Präparaten sind jedoch unter Umständen folgenschwer: Eingeschränkte körperliche Aktivität verschlechtert viele chronische Krankheiten, führt zu sozialer Isolation und Abnahme der Eigenständigkeit bis zur Aufgabe der Autonomie. Die frei verkäuflichen Schmerzpräparate gehören zum Großteil der Gruppe der sogenannten Nicht-Steroidalen Anti Rheumatika (NSAR) an, die bei zahlreichen chronischen Erkrankungen vermieden werden sollten und relevante Wechselwirkungen zu ärztlich verschriebenen Medikamenten hervorrufen können. Dennoch wurde das Schmerzproblem, das für Hartmut Breuer von zentraler Bedeutung ist, bislang nicht behandelt, das heißt untertherapiert.

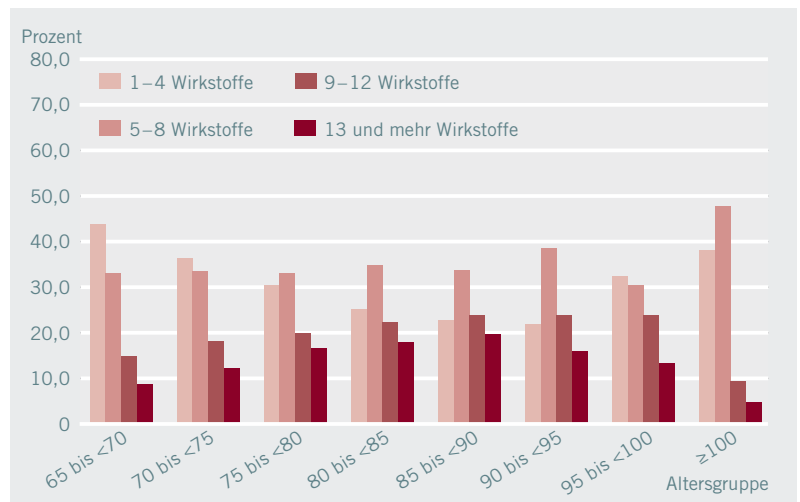
Die Schmerzselbstmedikation, aber auch das Weglassen von Medikamenten oder die eigenständige Dosisanpassung im Fall von Hartmut Breuer sind ebenfalls typische Phänomene bei Multimedikation: Mit der Anzahl der eingenommenen Medikamente sinkt die Therapietreue von Patienten. Hinter diesem beobachteten und statistisch einfach zu beschreibenden Zusammenhang stehen jedoch teilweise komplexe Einstellung- und Verhaltensmuster. Forschung zur Therapietreue trennt dabei in beabsichtigte und unbeabsichtigte Nicht-Therapietreue, da es wichtig ist, ob jemand versehentlich die Einnahme einer Tablette vergisst, oder ob er beispielsweise den Sinn einer medikamentösen Behandlung nicht verstanden hat und sich daher ganz bewusst gegen eine Einnahme entscheidet.^{/7/}

Wollte man die Therapietreue verbessern, würde man bei beiden Verhaltensmustern ganz unterschiedliche Maßnahmen ergreifen: Im ersten Fall könnten Einnahmehilfen das Problem bessern. Im zweiten Fall geht es darum, den Patienten in verständlicher Sprache zu informieren – über den zu erwartenden Nutzen wie auch über potenzielle Risiken der Arzneimitteltherapie sowie die Möglichkeiten, darauf angemessen zu reagieren. Dabei sollte der Arzt auch auf die Befürchtungen und Ängste des Patienten eingehen und seine

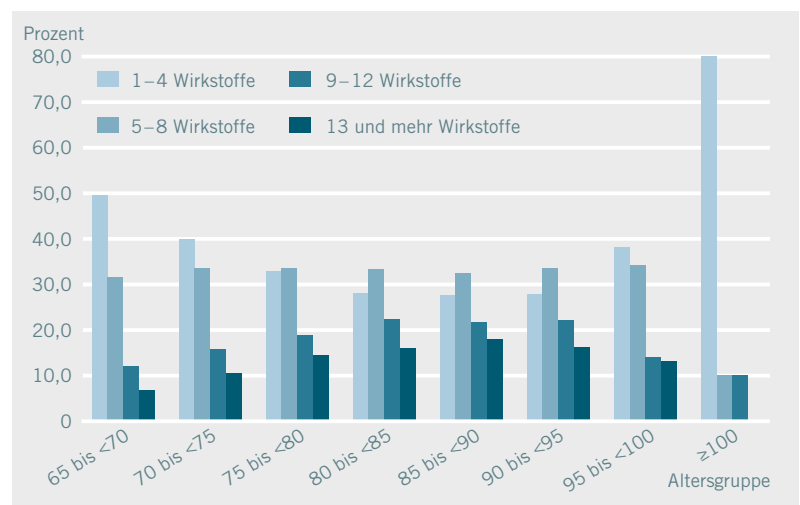
Vorlieben erfassen. Anschließend entscheiden sich Arzt und Patient gemeinsam für oder gegen diese Therapie.

Multimedikation – auch ein Kommunikationsproblem

Wie im Fallbeispiel finden diese zeitaufwendigen und mitunter schwierigen Kommunikationsprozesse derzeit nur selten in angemessener Form statt: Einerseits sind sie mit den hohen Arbeitsbelastungen und Routineabläufen in Arztpraxen nur schwer vereinbar und andererseits sind beide Seiten – Ärzte wie Patienten – nicht auf diese Kommunikation vorbereitet. Trotz verbesserter Aus- und Weiterbildung dominieren oftmals Ärzte das Gespräch; sie sprechen zwar häufiger über den Nutzen, aber nur selten über potenzielle Nebenwirkungen. Und Patienten verhalten sich allzu häufig passiv, indem sie ihren Ärzten nicht von Einnahmeproblemen oder selbstständigen Therapieänderungen berichten.^{/8, 9/} Auch die Folgen von mangelnder Therapietreue sind nicht banal: Immerhin sind sie der Grund für jeden fünften vermeidbaren Krankenhausaufenthalt, wie internationale Studien belegen. Etwa 60 Prozent der vermeidbaren Krankenhausaufenthalte werden unangemessenen Verordnungen zugeschrieben.^{/4, 10/}



Anteil der weiblichen Versicherten mit Arzneimittelverordnungen (Arzneimittelpatienten) im Alter ab 65 Jahren und Verteilung auf die Anzahl der Wirkstoffe in der GEK 2005. /3/



Anteil der männlichen Versicherten mit Arzneimittelverordnungen (Arzneimittelpatienten) im Alter ab 65 Jahren und Verteilung auf die Anzahl der Wirkstoffe in der GEK 2005. /3/

Die Zahlen zu Ausmaß und Folgen von Multimorbidität und daraus häufig resultierender Multimedikation lassen aufhorchen. Aber wie kann einem Patienten wie Breuer und seiner Hausärztin geholfen werden? Wie lässt sich die Sicherheit der Arzneimitteltherapie stärken? Wie können wir die Lebensqualität der Betroffenen verbessern und anderen, mit Multimorbidität und Multimedikation verbundenen Einbußen sinnvoll begegnen? Diesen Fragen gehen Forscher in verschiedenen internationalen Studien nach. So kooperieren die Universität Maastricht und die Goethe-Universität zurzeit bei zwei großen Multimedikationsstudien an älteren, multimorbiden Patienten. Die Maastrichter Studie untersucht, ob eine enge Zusammenarbeit zwischen Hausärzten, Spezialisten und

Apothekern zu einer Verbesserung der Lebensqualität beim Patienten führt. In der Frankfurter Studie wurde eine Maßnahme für die Hausarztpraxis entwickelt, die auch eine Medizinische Fachangestellte (MFA) und ein Computersystem einbezieht – Letzteres hilft dem Arzt, Verschreibungsfehler zu vermeiden. Zusätzlich wird die Arzt-Patienten-Kommunikation unterstützt. Beiden Studien gemeinsam ist die Einbeziehung von Assistenzpersonal der Hausarztpraxis – zur Entlastung von Ärzten, aber auch als »Kommunikationsvermittler«: Assistenzpersonal, wie MFAs, kommunizieren auf Augenhöhe mit dem Patienten und können ihn ermutigen und unterstützen, die für ihn relevanten Aspekte tatsächlich beim Arzt anzusprechen. Mit Ergebnissen aus beiden Studien wird 2013 zu rechnen sein.

Auch Patienten können mithelfen

Unabhängig von diesen Forschungsanstrengungen und zahlreicher Initiativen zur Stärkung der Arzneimitteltherapiesicherheit – in Deutschland zum Beispiel durch Gesetzliche Krankenkassen und die Kassenärztliche Bundesvereinigung – kann Hartmut Breuer und seiner Ärztin geholfen werden. Indem der Patient sagt: »Wenn ich alle Pillen genommen habe, bin ich satt!« – und indem er berichtet, wenn:

- ▶ körperliche Beschwerden mit der Einnahme eines Medikaments einhergehen, insbesondere, wenn diese in einem engen zeitlichen Zusammenhang stehen,
- ▶ er ein Medikament nicht einnehmen möchte,
- ▶ er die Dosis reduzieren (oder erhöhen) möchte,
- ▶ er frei verkäufliche Präparate einnimmt,
- ▶ ihm andere Ärzte Medikamente verschreiben.

Wenn Patienten ihre Probleme mit Medikamenten aktiv ansprechen, stoßen sie damit im Übrigen nicht auf taube Ohren bei ihren behandelnden Ärzten. Gerade Hausärzte sind sich der Problematik der Polypharmazie bewusst: So waren es Lehrärzte des Instituts für Allgemeinmedizin der Goethe-Universität, welche die Frankfurter Multimedikationsstudie angeregt haben. Die Studie wurde mit Hausärzten gemeinsam entwickelt und durchgeführt. ♦

Die Autorinnen



Dr. Christiane Muth, 49, (links im Bild) ist Internistin und Public Health Absolventin. Seit 2004 arbeitet sie nach langjähriger klinischer Tätigkeit am Institut für Allgemeinmedizin der Goethe-Universität. Ihre Forschungsschwerpunkte liegen in der Entwicklung von Entscheidungsunterstützungsinstrumenten für die Versorgung chronisch Kranker in der Hausarztpraxis, insbesondere von evidenzbasierten Leitlinien und Maßnahmen gegen Multimedikation.

Prof. Dr. Marjan van den Akker, 43, ist Epidemiologin und untersucht seit den 1990er Jahren die Zusammenhänge von Multimorbidität, psychosozialen Faktoren und Multimedikation in der Abteilung für Allgemeinmedizin der Universität Maastricht. Zudem unterrichtet sie am dortigen »Institute for Education FHML« des »Medical Programme« der Niederlande sowie an der Abteilung für Allgemeinmedizin der Katholieke Universiteit Leuven in Belgien. Sie wurde 2012 vom Präsidenten der Goethe-Universität auf die 22. Friedrich-Merz-Stiftungsgastprofessur berufen.

muth@allgemeinmedizin.uni-frankfurt.de
 marjan.vandenakker@maastrichtuniversity.nl
 Maastrichter Studie: www.pil-studie.nl/home
 Frankfurter Studie: www.allgemeinmedizin.uni-frankfurt.de/forschung2/primum.html

Literatur:

<p>¹¹¹ Sachverständigenrat zur Begutachtung der Entwicklung im Gesundheitswesen (SVR) <i>Koordination und Integration – Gesundheitsversorgung in einer Gesellschaft des längeren Lebens</i> http://www.svr-gesundheit.de/ 2009 May [cited 2009 Oct 5]; Available from: URL: http://www.svr-gesundheit.de/Gutachten/Uebersicht/GA2009-LF.pdf</p>	<p>¹²¹ van den Akker M, Buntinx F, Knottnerus J <i>Comorbidity: what's in a name. A review of literature</i> Eur J Gen Pract 1996; 2:65–70.</p> <p>¹³¹ Glaeske G, Janhsen K <i>GEK-Arzneimittelreport 2006</i> St. Augustin: Asgard-Verlag; 2006.</p> <p>¹⁴¹ Davies EC, Green CF, Taylor S, Williamson PR,</p>	<p>Mottram DR, Pir-mohamed M <i>Adverse drug reactions in hospital in-patients: a prospective analysis of 3695 patient-episodes</i> PLoS One 2009; 4(2):e4439.</p> <p>¹⁵¹ Schneeweiss S, Hasford J, Gottler M, Hoffmann A, Riethling AK, Avorn J <i>Admissions caused by adverse drug events to internal medicine and emergency departments in hospitals: a longitudinal</i></p>	<p><i>population-based study</i> Eur J Clin Pharmacol 2002 Jul; 58(4): 285–91.</p> <p>¹⁶¹ Kuijpers MA, van Marum RJ, Egberts AC, Jansen PA <i>Relationship between polypharmacy and underprescribing</i> Br J Clin Pharmacol 2008 Jan; 65(1): 130–3.</p> <p>¹⁷¹ Horne R, Weinman J, Barber N, Elliott R, Morgan M, Cribb</p>	<p>A, et al. <i>Concordance, adherence and compliance in medicine taking. Report for the National Co-ordinating Centre for NHS Service Delivery and Organisation R & D (NCCSDO) NCCSDO 9 A.D. December</i> [cited 2009 Oct 9]; Available from: URL: http://www.sdo.nihr.ac.uk/files/project/76-final-report.pdf</p>	<p>¹⁸¹ Schaeffer D, Müller-Mundt G, Haslbeck J <i>Bewältigung komplexer Medikamentenregime bei chronischen Erkrankungen – Herausforderungen aus Sicht der Gesundheitsprofessionen</i> Veröffentlichungsreihe des Instituts für Pflegewissenschaft an der Universität Bielefeld (IPW), P07-134. 2007.</p> <p>¹⁹¹ Stevenson FA, Cox K, Britten N, Dunder Y <i>A systematic review of the research on communication between patients and health care professionals about medicines: the consequences for concordance</i> Health Expect 2004 Sep; 7(3): 235–45.</p> <p>¹¹⁰¹ Col N, Fanale JE, Kronholm P <i>The role of medication noncompliance and adverse drug reactions in hospitalizations of the elderly</i> Arch Intern Med 1990 Apr; 150(4): 841–5.</p>
--	---	---	--	---	--

Patienten mit Gerinnungsstörungen optimal versorgen

PICANT-Studie setzt auf ein geschultes Praxisteam und die Motivation zu Selbstmanagement

von **Andrea Siebenhofer-Kroitzsch**

Durch die Einnahme von Blutgerinnungshemmern (Antithrombotika) lässt sich gegen Thrombosen und Embolien effizient vorbeugen. Üblich ist die Therapie mit Kumarinen oder auch neuen Wirkstoffen wie Rivaroxaban und Dabigatran. Um eine Unter- oder Überdosierung von Kumarinen zu vermeiden, ist eine regelmäßige Kontrolle der Blutgerinnung wie die Messung der Prothrombinzeit oder verwandter Globalteste, umgerechnet in die »International Normalised Ratio« (INR), erforderlich. Fällt der INR-Wert unter 2, steigt beispielsweise bei Patienten und Patientinnen mit Vorhofflimmern das Risiko für einen Schlaganfall deutlich an. Ist die Blutgerinnungszeit dagegen zu stark verlängert (INR-Werte größer als 4,5) steigt die Blutungsrate exponentiell an.

Obwohl ältere Patienten am meisten von Antithrombotika profitieren, sind Ärzte bei der Verschreibung zurückhaltend, denn im höheren Alter nimmt das Risiko für schwere Blutungskomplikationen stark zu. Im bundesweiten Kompetenznetz Vorhofflimmern (AFNET) wurde in einem deutschlandweiten Patientenregister aufgezeigt, dass nur 71 Prozent der Patienten mit der Indikation für eine antithrombotische Therapie auch eine solche erhielten, und andersrum beinahe 50 Prozent eine Antikoagulation erhiel-

ten, obwohl in den Leitlinien hierfür keine Empfehlung ausgesprochen wird. Es existiert demnach ein Nebeneinander an Unterversorgten (keine Antithrombotika trotz Indikation), Überversorgten (Antithrombotika trotz fehlender Indikation) und Fehlversorgten (bei Kumarin-behandelten Patienten mit INR-Werten, obwohl ein erhöhtes Risiko für Thrombosen oder Embolien müssen oft ein Leben lang medikamentös behandelt werden. Doch nicht jeder, der Gerinnungshemmer benötigen würde, erhält sie auch, und umgekehrt erhält mancher die Medikamente, obwohl sie nicht indiziert wären. Schließlich kann es sein, dass aufgrund von einer Wechselwirkung mit anderen Medikamenten oder einer fehlerhaften medikamentösen Einstellung das Blutungsrisiko oder das Risiko für Embolien erhöht ist. Um die Versorgung auf diesem Gebiet zu verbessern und Komplikationen durch Blutungen oder Embolien zu reduzieren, hat das Institut für Allgemeinmedizin im März 2012 eine Studie mit hessischen Hausarztpraxen begonnen.

ten, obwohl in den Leitlinien hierfür keine Empfehlung ausgesprochen wird. Es existiert demnach ein Nebeneinander an Unterversorgten (keine Antithrombotika trotz Indikation), Überversorgten (Antithrombotika trotz fehlender Indikation) und Fehlversorgten (bei Kumarin-behandelten Patienten mit INR-Wer-



Durch die regelmäßige Kontrolle der Blutgerinnungswerte wird überprüft, ob blutgerinnungshemmende Medikamente richtig dosiert sind.



Vorgaben behandelt werden. Durch eine Clusterrandomisierung steigt jedoch die erforderliche Probandenzahl beträchtlich. Für unsere Studie ist die Beteiligung von circa 50 Praxen und 700 erwachsenen Patienten geplant.

Wir informieren hessische Hausärzte schriftlich über die Studie und laden sie zur Teilnahme ein. Während eines ersten Praxisbesuches werden Patienten mit einer Langzeitindikation für eine gerinnungshemmende Therapie nach einem strukturierten Verfahren für die Studie ausgewählt. Diese Patienten werden um ihre Teilnahme gebeten und nach der Unterschrift der Einverständniserklärung der Einschlussuntersuchung unterzogen. Dies geschieht alles noch vor der Randomisierung der Praxen in eine der beiden Behandlungsgruppen. Dadurch wollen wir verhindern, dass besonders motivierte und vielleicht besser geführte Praxen der Interventionsgruppe zugeteilt werden, und dass in den Praxen eine Vorselektion der Patienten stattfindet. Ziel ist es, dass alle für die Studie infrage kommenden Patienten an der Studie teilnehmen, um die Versorgungsrealität weitgehend naturgetreu abbilden zu können. Aus diesem Grund wurden die Einschlusskriterien für die Patienten breit gewählt, und es können grundsätzlich alle erwachsenen Patienten mit einer Langzeitindikation für eine gerinnungshemmende Therapie eingeschlossen werden. Dies sind vorwiegend Patienten mit Vorhofflimmern/-flattern, rezidivierenden Thromboembolien oder Lungenembolien, mechanischen Herzklappen oder seltenen Voraussetzungen, die eine orale Antikoagulation mit Kumarinen erforderlich machen. Das zu untersuchende Therapiekonzept wurde so gewählt, dass dieses auch außerhalb von Studienbedingungen auf den Versorgungsalltag übertragbar sein sollte. Daher erfolgt erst nach erfolgreicher Rekrutierung der Praxen und ihrer Patienten die zufällige Zuteilung (Randomisierung) mit einem computergestützten Zufallsgenerator, um etwaige Störgrößen zwischen den beiden Behandlungsgruppen gleich zu halten.

Die Frankfurter Hausärztin Dr. Annette Sedlak im Gespräch mit einer Patientin. Im Rahmen der PICANT-Studie entlasten geschulte Medizinische Fachangestellte künftig den Arzt, etwa indem sie durch regelmäßige Gespräche auf frühe Symptome für Komplikationen aufmerksam werden.

ten außerhalb des therapeutischen Zielbereichs). Mit unserem Studienkonzept wollen wir deshalb das Gerinnungsmanagement im hausärztlichen Bereich optimieren.

Ziel der neuen Studie »Primary Care Management for Optimized Antithrombotic Treatment« (PICANT) ist es, durch ein Best-Practice-Modell die Versorgung von Patienten mit einer Langzeitindikation für gerinnungshemmende Medikation zu verbessern und gerinnungsassoziierte Komplikationen zu reduzieren. Die untersuchten Zielgrößen umfassen thromboembolische Ereignisse, die einen Krankenhausaufenthalt notwendig machen und schwere Blutungskomplikationen.

Die Versorgungsrealität abbilden

PICANT ist als Cluster-randomisierte kontrollierte Studie angelegt, das heißt, die Praxen werden nach dem Zufallsprinzip entweder der Interventionsgruppe mit Best-Practice-Modell oder der Kontrollgruppe zugewiesen, in der die gewohnte Therapie fortgeführt wird. Die Cluster-Randomisierung, also die Zuordnung aller Patienten einer Praxis zur selben Gruppe, ist notwendig, da es schwer vorstellbar ist, dass chronisch Kranke in derselben Praxis nach unterschiedlichen

Selbstmanagement verhindert Komplikationen

Die Praxen der Interventionsgruppe werden nach einem Best-Practice-Modell geschult, das sich aus mehreren Maßnahmen zusammensetzt. Dazu gehören ein Case Management mit Monitoring der Patienten

Versorgungsforschung entwickelt Konzepte für die Praxis

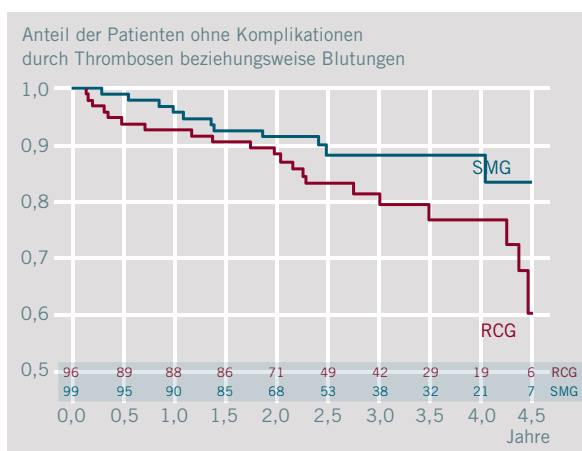


Primary Care Management for
Optimized Antithrombotic Treatment

In Deutschland hat man längst erkannt, dass es nicht genügt, Wirkstoffe zu prüfen und auf ihre Wirksamkeit zu testen, sondern dass man Konzepte für die Versorgungssituation im Alltag entwickeln und überprüfen muss. Seit 2001 unterstützen das Gesundheitsministerium, die Bundesärztekammer und der Spitzenverband der Kassenärztlichen Vereinigung versorgungsorientierte Forschung im zweistelligen Millionenbereich. Das Institut für Allgemeinmedizin an der Goethe-Universität bearbeitet in mehreren Forschungsvorhaben spezielle Frage-

stellungen aus der allgemeinmedizinischen Praxis, insbesondere zur Versorgung einer zunehmenden Zahl chronisch kranker und multimorbider Patienten. Von den Projekten werden fünf vom Bundesministerium für Bildung und Forschung (BMBF) und zwei von der Europäischen Gemeinschaft gefördert. 2010 erhielt das Institut für Allgemeinmedizin im Rahmen der Ausschreibung des BMBF den Zuschlag für ein Versorgungsforschungsprojekt zur optimierten Versorgung von Patienten mit Gerinnungsstörungen im hausärztlichen Bereich. Dieses dreijährige Projekt mit dem Titel »Primary Care Management for Optimized Antithrombotic Treatment« (PICANT) wurde im März 2012 gestartet.

ten und Schulung des Praxisteams. Das Modell schließt Hausärzte, medizinische Fachangestellte und Patienten ein. Die Patienten erhalten ein hausarztpraxisbasiertes Case Management über 24 Monate. Speziell geschulte Medizinische Fachangestellte befragen die Patienten über diesen Zeitraum regelmäßig anhand der Koagulations-Monitoring-Liste, um die Medikamententreue und Symptome sowie etwaige Komplikationen frühzeitig zu erkennen. Die Patienten erhalten spezielle Informationsmaterialien (Broschüre und Video), und sie werden bei entsprechender Eignung zum Selbstmanagement ihrer Kumantherapie motiviert. Das bedeutet, dass die Dosisanpassung vom Patienten – unterstützt durch ein strukturiertes Schulungsprogramm – selbst durchgeführt wird. Gerade für das Selbstmanagement der oralen Antikoagulation konnte in einer früheren randomisierten kontrollierten Studie gezeigt werden, dass das Auftreten von schweren gerinnungs-



Kaplan-Meier-Darstellung der Ergebnisse der randomisierten kontrollierten »SPOG 60+«-Studie: Es wurde bei älteren Patienten (≥ 60 Jahre), welche im Mittel über drei Jahre nachverfolgt wurden, untersucht, ob Selbstmanagement im Vergleich zur Routinebetreuung einen Vorteil hinsichtlich der Reduktion schwerer thromboembolischer/hämorrhagischer Komplikationen (primärer Endpunkt) bringt. SMG: Self Management Group, das ist die Interventionsgruppe; RCG: Routine Care Group, das ist die Kontrollgruppe.

assoziierten Komplikationen wie Thromboembolien und Blutungen durch Selbstmanagement um die Hälfte reduziert werden kann. Wenn man dies als klinische Zahl ausdrücken möchte, bedarf es lediglich neun Patienten, welche das Selbstmanagement durchführen, um ein solches gerinnungsbedingtes Ereignis zu verhindern.

Die Praxen der Kontrollgruppe führen die Behandlung wie gewohnt fort. Um den Wissensstand und den Behandlungsablauf bei Studienbeginn zu vereinheitlichen, erhalten sowohl die Interventions- als auch die Kontrollgruppe bei unserem ersten Praxisbesuch vor Randomisierung die hausärztliche Leitlinie »Antikoagulation« der Leitliniengruppe Hessen und die Patienteninformation »Antikoagulation« der Deutschen Gesellschaft für Allgemeinmedizin und Familienmedizin (DEGAM).

Wie geht es weiter?

Seit Ende Juni 2012 läuft die Praxis- und nachfolgende Patientenrekrutierung. Die Patienten werden nach 12 und 24 Monaten nachuntersucht, um zu eva-

PICANT-Studienteam: von links nach rechts: Julia Hirschfeld, Julia Ruland, Christina Conrad, Josephin Simchen (vorne), Sylvia Schulz-Rothe, Dr. med. Ina Roehl, Prof. Dr. med. Andrea Siebenhofer-Kroitzsch, Birgit Kemperdick (vorne), Sandra Rauck, Dr. med. Juliana Petersen, Lisa-Rebeka Ulrich, Dr. med. Marion Torge, Dr. med. Antje Erler (Karola Mergenthal (fehlt auf Foto)).



luieren, ob schwere thromboembolische Ereignisse und Blutungskomplikationen durch das Best-Practice-Modell tatsächlich reduziert werden können. Zusätzlich werden weitere Parameter wie Krankenhausaufenthalte oder die Lebensqualität und die Zufriedenheit der Patienten mit der neuen Behandlungsform erhoben und ausgewertet. Diese Daten liefern einen wichtigen Ideenpool, aus dem wir neue Forschungsfragen ableiten können. Bereits nach der ersten Rekrutierungswelle Ende Juni 2012, in der circa 500 Praxen angeschrieben wurden, konnten wir einen ausgezeichneten Rücklauf an potenziellen Interessenten für die Studienteilnahme verzeichnen. Der Studienplan sieht vor, dass bis Ende des Jahres alle Praxen eingeschlossen werden. Die Auswertung der Daten wird im Frühjahr 2015 erfolgen, und dieses Versorgungskonzept soll – sofern der Nutzen belegt werden kann – dann auch rasch unter Alltagsbedingungen zur Anwendung kommen. Hierzu benötigt es von unserer Seite viel Informationsarbeit, um neue Versorgungsstrukturen bekannt zu machen, die ein Praxisteam-orientiertes Management ermöglichen. ◆

Die Autorin



Prof. Dr. Andrea Siebenhofer-Kroitzsch, 45, ist seit 2009 Professorin für chronische Krankheit und Versorgungsforschung sowie stellvertretende Direktorin und Leiterin des Arbeitsbereichs Chronische Krankheit und Versorgungsforschung am Institut für Allgemeinmedizin an der Goethe-Universität. Im Jahr 1998 war sie Forschungsassistentin am Cardiovascular Research Centre der University of Leicester in Großbritannien und seit 2000 ist sie Fachärztin für Innere Medizin. 2004 habilitierte sie sich für das Fach Innere Medizin und war von 2001 bis 2005 leitende Oberärztin der Ambulanz für Hämostaseologie an der Universitätsklinik für Innere Medizin, Graz. Ihre Forschungsschwerpunkte sind die medizinische Versorgung chronisch kranker Patienten insbesondere mit Diabetes mellitus, Bluthochdruck und Gerinnungsstörungen; Evidenz-basierte Medizin, systematische Reviews und Meta-Analysen. Sie ist außerordentliches Mitglied der Arzneimittelkommission der deutschen Ärzteschaft und Sprecherin des Fachbereichs EBM in Österreich des Deutschen Netzwerks Evidenzbasierte Medizin (DNEbM).

siebenhofer@allgemeinmedizin.uni-frankfurt.de
<http://www.allgemeinmedizin.uni-frankfurt.de/forschung1/picant.html>

»Ein System der organisierten Verantwortungslosigkeit«

Prof. Ferdinand Gerlach kritisiert falsche Anreizsysteme und die Kluft zwischen ambulanter und stationärer Versorgung



Prof. Ferdinand Gerlach im Gespräch mit FF-Redakteurin Dr. Anne Hardy.

? Herr Prof. Gerlach, in den beiden vergangenen Jahren konnten allein in Hessen 60 Arztpraxen für Allgemeinmedizin nicht wieder besetzt werden. Das betrifft nicht nur ländliche Gebiete, sondern beispielsweise auch die sozial schwächeren Stadteile Frankfurts. Ist das auch für andere medizinische Spezialfächer so?

Gerlach: Die Allgemeinmedizin ist besonders stark und nahezu flächendeckend betroffen. Bei Augenärzten, Gynäkologen, Urologen und Dermatologen könnte es ebenfalls vereinzelt zu Engpässen kommen, hier insbesondere auf dem Land. Die wohnortnahe hausärztliche Grundversorgung ist jedoch ungleich stärker gefährdet. Wir haben bei den Hausärzten zu wenig Nachwuchs. Viele ältere Kollegen, die jetzt ihre Praxis aufgeben, finden bereits heute keinen Nachfolger mehr.

? Was tut das Institut für Allgemeinmedizin, um Nachwuchs zu werben?

Gerlach: Wir unternehmen auf mehreren Ebenen gleichzeitig sehr viel: Im Fokus steht zuerst die Ausbildung und anschließend auch die Weiterbildung. Erfreulicherweise wird die Allgemeinmedizin in der soeben novellierten Approbationsordnung weiter gestärkt. Sie sieht umfangreichere allgemeinmedizinische Pflichtveranstaltungen für alle Studierenden vor. Zusätzlich bieten wir interessierten Studierenden allgemeinmedizinische Praxisveranstaltungen und einen viermonatigen Abschnitt im Rahmen des Praktischen Jahres (PJ) in der Allgemeinmedizin an. Unsere Strategie ist es, die Studierenden möglichst früh und möglichst nah an die

»Wir haben bei den Hausärzten zu wenig Nachwuchs.«

hausärztliche Versorgung heranzuführen. Wir arbeiten deshalb mit über 120 besonders qualifizierten akademischen Lehrpraxen zusammen, die im ganzen südhessischen Raum verteilt sind. Wir versuchen, die Breite des Fachs unter Alltagsbedingungen erlebbar zu machen. Die Studierenden werden in der Regel eins zu eins betreut. Wir stellen fest, dass wir dadurch deutlich mehr Interesse für das Fach wecken können.

Als Spezialangebot für Interessierte haben wir zum Beispiel eine Kooperation mit dem Landkreis Fulda. Die »Landpartie« ermöglicht es den Studierenden, ihr Blockpraktikum in einer Landarztpraxis zu absolvieren. Dort bekommen sie zusätzliche Anreize: Fahrtkosten werden erstattet, Unterkunft und Verpflegung sind frei. Zum Abschluss gibt es noch einen Eventtag mit einer geführten Wanderung, einem Rundflug über die Rhön und anderen Angeboten, die dem Nachwuchs die Schönheit der ländlichen Umgebung vor Augen führen.

? Der Anästhesist Walter Schaffartzik hat den Ärztemangel in Krankenhäusern untersucht. Als Gründe nennt er einerseits rückläufige Studierendenzahlen in der Medizin und geburtenschwächere Jahrgänge durch den Pillenknick, aber andererseits auch gesellschaftliche Trends. Die »Generation Y« legt Wert auf die Vereinbarkeit von Beruf und Familie nicht zuletzt, weil immer mehr Frauen in diesem Beruf tätig sind. Wie müssen sich die gegenwärtigen Strukturen in den medizinischen Versorgungseinrichtungen verändern, damit das möglich wird?

Gerlach: Wir beobachten ebenfalls, dass der Nachwuchs andere Ansprüche an das Arbeitsleben hat, insbesondere was die Balance zwischen Arbeit auf der ei-

nen Seite und Familienleben sowie Freizeit auf der anderen Seite betrifft. Das hängt auch, aber nicht nur damit zusammen, dass wir bereits 63 Prozent Frauen unter den Studienanfängern haben. In der Allgemeinmedizin, einem Fach, das für Frauen überdurchschnittlich attraktiv ist, weil man es mit dem Familienleben gut verbinden kann, erwarten wir künftig sogar einen Frauenanteil von über 70 Prozent. Sowohl die jungen Frauen als auch Männer wollen nicht mehr 24 Stunden am Tag und sieben Tage die Woche einsatzbereit sein, wie das die alten Landärzte waren. Sie suchen eher Praxen in Ballungszentren, wollen die Möglichkeit zur Teilzeitarbeit haben und bevorzugen ein Angestelltenverhältnis. Sie möchten sich durch die Eröffnung einer Praxis nicht verschulden und damit langfristig an einen bestimmten Ort gebunden sein.

Oft haben die jungen Ärztinnen einen Partner, dessen Beruf eine erhöhte Flexibilität und intensive Reisetätigkeit verlangt. Deshalb sind sie mit dem Standort ihrer Praxis auf gute Verkehrsverbindungen angewiesen. Außerdem schätzt der ärztliche Nachwuchs die Annehmlichkeiten, die er von seinem Studienort kennt – Kneipen, Restaurants, Kinos, Events aller Art. Für seine Kinder erwartet er einen Kindergartenplatz, eine passende Schule und entsprechende Freizeiteinrichtungen. Auf dem Land fehlt aber häufig genau diese Infrastruktur.

Um den Ansprüchen der jetzt kommenden Generation besser gerecht zu werden, sollten wir größere Praxiseinheiten favorisieren, in denen es auch möglich ist, als Angestellter und in Teilzeit zu arbeiten. Eine weitere Möglichkeit ist, dass die jungen Landärzte ihren Lebensmittelpunkt in einer Stadt wie Frankfurt haben und dann nur an bestimmten Tagen in der Woche, etwa im Vogelsbergkreis, arbeiten. Der Gesetzgeber hat

»Wir müssen größere Praxiseinheiten favorisieren, in denen es auch möglich ist, als Angestellter und in Teilzeit zu arbeiten.«

bereits erste Schritte in diese Richtung beschritten, indem er die sogenannte »Residenzpflicht« aufgehoben hat. Früher musste der Arzt seinen Wohnort im Umkreis von ungefähr 20 bis 30 Minuten Fahrzeit von seiner Praxis haben. Das ist jetzt nicht mehr der Fall. Wir haben auch durch neue Versorgungskonzepte wie medizinische Zentren, größere Gemeinschaftspraxen und integrierte Versorgungskonzepte zwischen Kliniken und niedergelassenen Ärzten mehr Flexibilität erreicht.

? Im Juni hat der Rat der Gesundheitsweisen ein Gutachten an Gesundheitsminister Daniel Bahr übergeben. Darin fordern Sie und Ihre Kollegen unter anderem den Aufbau neuer Versorgungsmodelle, in denen beispielsweise Ärztenetze gemeinsam Verantwortung für Patienten übernehmen. Wie könnte das im Einzelfall aussehen?

Gerlach: Wir haben in Deutschland eine Situation, die man durchaus als organisierte Verantwortungslosigkeit bezeichnen kann. Patienten, insbesondere

diejenigen mit einer oder mehreren chronischen Erkrankungen, haben in der Regel niemanden, der sie kontinuierlich begleitet, umfassend für sie zuständig ist und konkrete Verantwortung übernehmen kann. Darüber hinaus ist es in unserem Gesundheitssystem so, dass verrückterweise letztlich alle ein betriebswirtschaftliches Interesse daran haben, dass die Patienten krank sind und auch bleiben. Chefärzte in Kliniken und niedergelassene Ärzte werden durch falsche Anreizsysteme dahin gedrängt, möglichst viele Leistungen zu erbringen. Da wird die Indikation gut vergüteter diagnostischer und therapeutischer Maßnahmen gedehnt und oft mehr gemacht, als eigentlich nötig ist.

Wir schlagen in unseren Gutachten vor, dass sich niedergelassene Fachärzte, Hausärzte und Kliniken sektorenübergreifend zusammenschließen und gemeinsam die Verantwortung für eine Gruppe von Versicherten übernehmen. Wir wollen Anreize dafür schaffen, die Menschen möglichst gesund zu erhalten, so dass sich Anbieter wie Versicherte freiwillig und aus Überzeugung für diese neuen Versorgungsformen entscheiden. Wir haben jetzt ein System, in dem kollektivvertraglich, also weitgehend vereinheitlicht, über die Kassenärztlichen Vereinigungen und die Krankenkassen die Versorgung im ambulanten Bereich engmaschig reguliert wird. Wir möchten mehr Vielfalt und mehr Wettbewerb zwischen verschiedenen Versorgungskonzepten. Deshalb schlagen wir vor, dass sich die Anbieter sektorenübergreifend zusammenschließen und dann selektiv Verträge mit den Kostenträgern vereinbaren können, wobei wir, unter bestimm-

Ein »Rundum-sorglos-Paket« für angehende Hausärzte

Mit Unterstützung des Hessischen Sozialministeriums hat das Frankfurter Institut für Allgemeinmedizin ein »Kompetenzzentrum Allgemeinmedizinische Weiterbildung« gegründet. Es engagiert sich erstmals über das Staatsexamen hinaus in der Weiterbildung zukünftiger Fachärzte und -ärztinnen für Allgemeinmedizin. Darüber hinaus haben sich die Institute für Allgemeinmedizin der Universitäten Frankfurt und Marburg als bundesweit erste universitäre Institute an der Gründung einer »Koordinstierungsstelle Weiterbildung Allgemeinmedizin« beteiligt. Diese unterstützt hessenweit regionale Weiterbildungsverbände von Kliniken und Praxen. Die Koordinierungsstelle ist bei der Kassenärztlichen Vereinigung Hessen angesiedelt und wird auch von der Hessischen Krankenhausgesellschaft sowie der Landesärztekammer Hessen getragen. Studierende, die während eines Blockpraktikums oder im PJ Interesse an der Allgemeinmedizin gewonnen haben, erhalten ein Komplettangebot zum nahtlosen Übergang in die Weiterbildung. Bisher müssen sie sich als Einzelkämpfer auf jede einzelne Stelle selber bewerben, müssen jedes Mal eine Probezeit mit Urlaubssperre sowie diverse Verzögerungen und Kontinuitätsbrüche hinnehmen. Jetzt bekommen sie die gesamte Weiterbildung in der Klinik und in der Praxis in einem Paket, zusammen mit Begleitseminaren und einem Mentor, der sie über die gesamte Zeit begleitet. Bisher gab es so ein Angebot nur im Ausland, dann an der Universität Heidelberg.

ten Rahmenbedingungen, ganz bewusst eine regionale beziehungsweise lokale Vielfalt zulassen wollen.

? Die Gesundheitsweisen fordern in ihrem Gutachten mehr Qualitätswettbewerb an der Schnittstelle zwischen stationärer und ambulanter Behandlung. Warum?

»Verrückterweise haben letztlich alle ein betriebswirtschaftliches Interesse daran, dass die Patienten krank sind und auch bleiben. Wir wollen Anreize dafür schaffen, die Menschen möglichst gesund zu erhalten.«

Gerlach: Unser Gesundheitssystem gleicht einem geteilten Land. In der Mitte gibt es eine dicke Mauer, die Kliniken und Praxen voneinander trennt, und auf beiden Seiten dieser Mauer herrschen sehr unterschiedli-



che Bedingungen. Die Ärzte in der Klinik werden völlig anders honoriert als die Ärzte in der Praxis. Auch die Qualitätssicherung, die Arzneimittelversorgung oder die Investitionsfinanzierung sind unterschiedlich geregelt. Ebenso gibt es bei der Zulassung neuer Untersuchungs- und Behandlungsverfahren Unterschiede: In der Klinik ist alles erlaubt, was nicht verboten ist, und in der Praxis ist nur das möglich, was ausdrücklich erlaubt ist. Die strikte Trennung der Sektoren führt dazu, dass die Kliniken und die niedergelassenen Ärzte wie Konkurrenten eher gegeneinander als miteinander arbeiten. Teure Patienten werden zum Beispiel gern in den anderen Bereich abgeschoben, damit die entstehenden Kosten im jeweils anderen Sektor anfallen. Es gibt kein echtes gemeinsames Interesse daran, Patienten opti-

»Die strikte Trennung der Sektoren führt dazu, dass die Kliniken und die niedergelassenen Ärzte wie Konkurrenten eher gegeneinander als miteinander arbeiten.«

mal zu versorgen, sondern ein auf den jeweils eigenen Sektor bezogenes Interesse, möglichst viel aus einem Fall, etwa in Form einer Fallpauschale, herauszuholen. Viele Chefärzte bekommen heute zum Beispiel Verträge, in denen ihnen bei Erreichen bestimmter Erlöse ein Bonus zugesichert wird. Das können sie letztlich nur erreichen, wenn sie mehr operieren, mehr Katheter einsetzen et cetera. Das ist eine ungesunde Anreizsituation, die für Patienten ganz schlecht sein kann.

? Wie wollen Sie das ändern?

Gerlach: Wir plädieren dafür, die Mauer zwischen den beiden Sektoren zunächst einmal zu perforieren, also durchlässiger zu machen und schließlich weitgehend abzureißen. Ein erster Schritt in diese Richtung ist die vorgesehene Etablierung eines ganz neuen Bereichs der Spezialfachärztlichen Versorgung. In diesem Bereich wird es zukünftig erstmals gleiche Rahmenbedingungen für ambulant tätige Klinikärzte und für niedergelassene Fachärzte geben. Zunächst gilt das nur für seltene Erkrankungen, solche mit schweren beziehungsweise besonderen Krankheitsverläufen sowie für hoch spezialisierte Leistungen. Das steht schon im Gesetz und wird jetzt vom Gemeinsamen Bundesausschuss näher definiert. Dieser Bereich macht zwar zunächst weniger als 1 Prozent der Versorgung aus. Aber das Modell kommt einer kleinen Revolution gleich. Wir schlagen unter ordnungspolitischen Aspekten vor, diesen Bereich sukzessive um ambulante Operationen, stationärer ersetzende Eingriffe und stationäre Kurzzeitfälle zu erweitern.

? Das Gutachten beschäftigt sich ausführlich mit der Qualitätssicherung. Welche Aspekte erscheinen Ihnen hier besonders wichtig?

Gerlach: In der Zukunft ist es wichtiger denn je, dass auch die Qualitätssicherung im ambulanten und im stationären Bereich nicht völlig getrennt ist. Wir haben jetzt für Kliniken eine externe stationäre Qualitätssicherung, bei der Daten zentral ausgewertet werden. Im ambulanten Bereich gibt es dagegen eher ein internes Qualitätsmanagement in Praxen sowie praxisübergreifende Qualitätszirkel, ohne dass Daten nach außen gegeben werden. Das ist vor allem deshalb nicht ausreichend, weil viele Patienten gleichzeitig sowohl ambulant als auch stationär behandelt werden. Wenn beispielsweise ein Patient im Rahmen einer Früherkennungsuntersuchung von seinem Hausarzt zur Darmspiegelung geschickt wird und der Facharzt einen Tumor feststellt, dann wird er wahrscheinlich als Nächstes in eine Klinik geschickt. Er wird dort operiert und wieder entlassen, bekommt vielleicht noch eine Chemotherapie, geht dann wieder für die Kont-

rolluntersuchung zum Gastroenterologen zurück. Im Falle von Komplikationen oder schwierigen Bedingungen werden eventuell noch weitere Kliniken, etwa eine Universitätsklinik, in die Behandlung einbezogen. Gleichzeitig ist der Patient bei seinem Hausarzt noch wegen eines hohen Blutdrucks oder Diabetes in Behandlung. So hat er Kontakt mit sehr vielen Ärzten,

die in verschiedenen Kliniken und Praxen tätig sind. Wenn die Qualitätssicherung generell nur auf den relativ kurzen Aufenthalt in einer Klinik zielt – das sind allgemein sechs bis acht Tage – ist nicht erkennbar, ob der Patient zum Beispiel noch Schmerzen hat, wie seine Lebensqualität ist und wie er selbst seine Betreuung erlebt.

Die Qualitätssicherung muss daher in der Zukunft sektorenübergreifend angelegt werden, da nur dann der gesamte Krankheitsverlauf abgebildet werden kann und nur so echte patientenrelevante Endpunkte beurteilt werden können. Es gibt schon die ersten datenschutzrechtlich geprüften Verfahren, bei denen der Patient eine spezielle Qualitätssicherungskennzeichnung bekommt, so dass auch Daten aus verschiedenen Bereichen zusammengeführt werden können. Das eben erwähnte kolorektale Karzinom ist die erste Indikation, bei der die sektorenübergreifende Qualitätssicherung umgesetzt wird. Wir schlagen vor, dabei besonders auch patientenrelevante Outcomes wie die Lebensqualität und die Lebensdauer zu berücksichtigen. Das Institut für angewandte Qualitätsförderung und Forschung im Gesundheitswesen (AQUA) in Göttingen ist auf gesetzlicher Grundlage beauftragt, die externe und sektorenübergreifende Qualitätssicherung in ganz Deutschland zu organisieren.

? In dem Gutachten wird auch vorgeschlagen, einen »Index Multipler Deprivation« einzuführen, um damit soziale Ungleichheiten bei Versorgungsleistungen aufdecken zu können ...

Gerlach: Es gibt – je nach sozialer Schicht – große Unterschiede in der Lebenserwartung. Die untersten 20 Prozent haben eine um sechs bis acht Jahre kürzere Lebenserwartung als die obersten 20 Prozent. Das ist übrigens in vielen Ländern ähnlich und hat verschiedenste Gründe: Die Menschen in den untersten sozialen Schichten rauchen mehr, ernähren sich schlechter, nehmen weniger Früherkennungsuntersuchungen in Anspruch, bewegen sich vielleicht weniger. Bildung spielt da eine große Rolle, ebenso das Risikoverhalten. Das ist primär ein gesellschaftliches Problem, das auch das medizinische System nicht beseitigen kann.

Für die Beurteilung der Versorgungsqualität müssen wir das berücksichtigen und eine Risikostratifizierung vornehmen, aber dafür gibt es in Deutschland keine allgemein zugänglichen Daten. In anderen Ländern ist die soziale Schichtung zum Beispiel nach Postleitzahlen aufgeschlüsselt.

Wenn wir diese Daten hätten, könnten wir auch gucken, wo wir gezielt etwas für die Menschen tun müssen, etwa indem wir Präventionsprogramme entsprechend anpassen. Im Moment haben wir nämlich Präventionsangebote vor allem dort, wo sie am wenigsten notwendig sind. Genauso wie wir die meisten Ärzte dort haben, wo sie am wenigsten gebraucht werden, nämlich in den wohlhabenden Stadtvierteln. Dort, wo ärmere Menschen leben mit mehr Krankheiten und schlechterer Prognose oder auch für ältere Menschen auf dem Land, haben wir in der Regel weniger Ärzte und weniger gesundheitliche Versorgungsangebote.

»Wir haben die meisten Ärzte dort, wo sie am wenigsten gebraucht werden, nämlich in den wohlhabenden Stadtvierteln.«

Wenn man einen Index multipler Deprivation hätte, könnte man Outcomes in der Qualitätssicherung damit koppeln und die regional unterschiedlichen Ergebnisse besser einschätzen. Wir stellen schon jetzt große Unterschiede bei der gesundheitlichen Versorgung in verschiedenen Landkreisen fest, die wir nicht erklären können. Mit Sicherheit spielen auch soziale Unterschiede eine Rolle, aber wir können sie nicht zuordnen, weil wir diese Daten nicht kleinräumig haben, und weil wahrscheinlich auch noch andere Faktoren wie die Angebotsstruktur hineinfließen.

Mit einem Index multipler Deprivation könnten wir auch den Erfolg verschiedener Versorgungsmodelle besser beurteilen und gezielte Anreize für eine bessere Versorgung schaffen.

? Wie schätzen Sie die Chancen ein, dass die Vorschläge des Rats umgesetzt werden?

Gerlach: Es ist nicht so, dass die Bundesregierung alles abarbeitet, was in unserem Gutachten steht. Die Politiker suchen sich in der Regel das heraus, was ihnen gefällt. Aus vorherigen Gutachten ist aus einigen sehr viel übernommen worden und teilweise sofort gesetzlich umgesetzt worden. Aus anderen Gutachten bis heute kaum etwas. Das kann manchmal auch fünf bis



zehn Jahre dauern. Als wissenschaftliche Politikberater erwarten wir auch gar nicht, dass die Politik alles macht, was wir empfehlen. Schließlich muss die Politik Mehrheiten organisieren und diese Maßnahmen auch verantworten.

? Sie setzen sich besonders für innovative Versorgungsmodelle ein. Welche Anreize wollen Sie schaffen, damit die Krankenkassen mehr in diesem Bereich investieren?

Gerlach: Im Augenblick machen die Krankenkassen in diesem Bereich fast nichts, weil sie mit beiden Beinen auf der Kostenbremse stehen. Und das, obwohl sie rund 22 Milliarden Euro auf der hohen Kante haben. Der Wunsch zu sparen hängt ganz entscheidend damit zusammen, dass die Kassen einen Zusatzbeitrag vermeiden wollen. Wir haben ja seit einiger Zeit in Deutschland ein System, in dem alle Kassen den gleichen Beitrag erheben. Die Kassen, die zuerst einen Zusatzbeitrag erhoben haben, mussten erleben, dass ihnen Hunderttausende Versicherte davongelaufen sind. Das führt mit dazu, dass derzeit keine neuen Versorgungsmodelle eingeführt werden, wenn sie sich nicht sofort rechnen. Das Bundesversicherungsamt, das die Aufsicht über die Krankenkassen hat, verlangt darüber hinaus bei neuen Verträgen zwischen Leistungsanbietern und Krankenkassen schon bei Vertragsabschluss den Nachweis, dass entweder Geld gespart wird oder dass die Mittel, die da reinfließen, beitragsatzneutral sind. Das ist faktisch völlig unsinnig, weil nahezu jedes neue Konzept eine Anschubfinanzierung braucht. Wenn ich zum Beispiel möchte, dass sich niedergelassene Ärzte und Kliniken zu einem Netzwerk zusammenschließen, muss ich erst einmal in

»Die Aufgabe muss es sein, Überversorgung abzubauen und die frei werdenden Mittel etwa in sozial benachteiligte Bereiche mit Unterversorgung zu lenken.«

eine entsprechende Infrastruktur investieren. Der Ertrag in Form von besserer Versorgung, und hoffentlich auch besserer Lebensqualität und -dauer kommt erst später.

Deshalb schlagen wir ein Kreditmodell vor: Wir geben den Krankenkassen für fünf Jahre die Mittel, neue Versorgungsmodelle umzusetzen. Sie bekommen die erforderlichen Zusatzkosten unter Sicherungsverzicht als zinsloses oder zinsverbilligtes Darlehen. Bedingung ist, dass die neuen Versorgungsmodelle von vornherein sektorenübergreifend konzipiert sind. Neben der ärztlichen Versorgung soll darin auch der bisher vernachlässigte Bereich der Pflege eine Rolle spielen. Wenn dann durch wissenschaftliche

Evaluationen gezeigt wird, dass diese Programme gesundheitliche Outcomes verbessern, kann dies einen Rückzahlungsverzicht begründen. Die Finanzierung könnte dann – nach fünf Jahren und nachgewiesenem Erfolg – aus dem Gesundheitsfonds erfolgen. Das Modell ist deshalb elegant, weil wir sowohl die derzeitige Stagnation überwinden als auch durch die erwähnten Vorgaben und eine anschließende Evaluation ungerechtfertigte Mitnahme-Effekte verhindern, die es bei früheren Anreizen zur Förderung der integrierten Versorgung gegeben hat.

? Welche Rolle spielt die Ökonomie im Gesundheitswesen?

Gerlach: Wir setzen jährlich allein in der gesetzlichen Krankenversicherung rund 180 Milliarden Euro um. Es handelt sich hier um einen sehr großen Wirtschaftszweig. Man muss sich auch als Gesellschaft sehr genau überlegen, ob die letztlich begrenzten Mittel zielgerichtet eingesetzt werden. Der Rat hat in einem früheren Gutachten schon einmal ausführlich dargestellt, dass wir nebeneinander Über-, Unter- und Fehlversorgung haben. Die Aufgabe muss sein, Überversorgung abzubauen und die frei werdenden Mittel etwa in sozial benachteiligte Bereiche mit Unterversorgung zu lenken. Ein Beispiel: Wir haben in Deutschland einwohnerbezogen etwa doppelt so viele Eingriffe mit Linksherzkathetern pro Jahr wie in der Schweiz. Es werden auch weiterhin zunehmend mehr sogenannte Linksherzkatheter-Messplätze eingerichtet und die müssen sich alle amortisieren. Damit steigt die Gefahr, dass Indikationen ausgeweitet werden, das heißt, es bekommen auch Leute einen Herzkatheter, bei denen das eigentlich gar nicht erforderlich ist. Kritische Kardiologen sehen das selbst auch so, aber so etwas in der Qualitätssicherung in den Griff zu bekommen, ist gar nicht so einfach. Ein Grundproblem ist, dass die Gelder, die da reingehen, uns dann an anderer Stelle fehlen, zum Beispiel in der Palliativmedizin, bei der hausärztlichen Versorgung im ländlichen Raum, bei persönlicher Zuwendung aller Art, etwa als Zeit für das individuelle Gespräch mit den Patienten. Es ist dann eben auch eine Frage der richtigen ökonomischen Anreize, ob die begrenzten Mittel verloren gehen, weil zu viel in technische Untersuchungen fließt und weil die Mittel an Stellen eingesetzt werden, wo sie nicht optimal den betroffenen Patienten zugutekommen. ♦

Zur Person



Prof. Ferdinand Gerlach, 51, ist seit August 2004 Direktor des Instituts für Allgemeinmedizin der Goethe-Universität. Er habilitierte sich an der Medizinischen Hochschule Hannover über Qualitätsmanagement und Qualitätsförderung in Klinik und Praxis. Beide Themen waren wichtige Bestandteile seiner ersten wissen-

schaftlichen Tätigkeit am Institut für Allgemeinmedizin des Universitätsklinikums Schleswig-Holstein, Campus Kiel, das er von 2001 bis 2004 leitete. Er entwickelte die ersten evidenzbasierten Leitlinien für die Praxis und führte in Deutschland ärztliche Qualitätszirkel ein. Von 1998 bis 2003 war er Gründungsvorstand des Deutschen Netzwerks Evidenzbasierte Medizin, 2005 bis 2007 auch Gründungs- und Vorstandsmitglied des Aktionsbündnisses Patientensicherheit. Gerlach ist seit 2007 Mitglied im Gesundheitssachverständigenrat der Bundesregierung, seit Juli 2012 dessen Vorsitzender. Im Herbst 2010 wurde er zum Präsidenten der Deutschen Gesellschaft für Allgemeinmedizin und Familienmedizin gewählt.

gerlach@allgemeinmedizin.uni-frankfurt.de



*„Ich bin bei den
Freunden, weil die
Goethe-Universität
für unsere Stadt die
Institution ist, die
am meisten nach
außen leuchtet.“*

RENATE VON METZLER
EHRENSENATORIN DER GOETHE-UNIVERSITÄT
UND MITGLIED IM VORSTAND DER FREUNDE

Machen Sie mit, werden Sie ein Freund der Goethe-Universität!

Name _____

Straße _____

PLZ, Ort, Staat _____

Die folgenden Angaben helfen, unsere Angebote auf Ihre Interessen abzustimmen.

Tätigkeitsfeld _____

Studium/Ausbildung _____

an der Uni Frankfurt Ja Nein

Ich bin Mitglied der Alumnivereinigung des Fachbereichs _____

Telefon _____ Telefax _____

E-Mail _____ Geburtsdatum _____

Ich möchte die Vereinigung von Freunden und Förderern der
Goethe-Universität Frankfurt am Main e.V. unterstützen mit

- einer einfachen Mitgliedschaft (Jahresbeitrag 50,-)
 einer Firmenmitgliedschaft (Jahresbeitrag 500,-)
 ich bin bereit, über den Mindestbeitrag hinaus jährlich _____ Euro zu zahlen.

Bitte buchen Sie den Jahresbeitrag und darüber hinausgehende jährliche
Zuwendungen von meinem Konto ab.

Kontonummer _____

BLZ _____ Bankinstitut _____

Datum, Unterschrift _____

Bitte senden Sie den ausgefüllten Coupon an folgende Adresse:

Vereinigung von Freunden und Förderern der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main e.V.
Postfach 11 1932, D-60054 Frankfurt am Main

Die Vereinigung von Freunden und Förderern der Goethe-Universität Frankfurt am Main e.V. ist als gemeinnütziger
Verein anerkannt. Spenden und Mitgliedsbeiträge sind steuerlich in vollem Umfang absetzbar.

Der Speicherung meiner Angaben in einer nur zu Vereinszwecken geführten computergeschützten Datei stimme ich zu.

Die forschende Pharmaindustrie in Europa halten

Innovative Medicines Initiative (IMI) verzahnt Hochschulen und Unternehmen in der präklinischen Forschung



von Beate Meichsner

Wer den Begriff IMI das erste Mal hört, denkt vielleicht eher an ein Waschmittel, das immerhin 70 Jahre bis 1999 auf dem deutschen Markt war, als an ein funktionierendes Forschungsnetzwerk. Dabei hat die Innovative Medicines Initiative (IMI) in den gut drei Jahren ihres Bestehens einiges zustande gebracht – besser gesagt einige an einen gemeinsamen Tisch gebracht. Denn Hochschulen, Industrieunternehmen und die Europäische Union verfolgen große gemeinsame Ziele: Sie wollen erreichen, dass die forschende Pharmaindustrie in Europa bleibt – und damit auch die Arbeitsplätze bleiben. Und sie wollen dazu beitragen, bezahlbare Medikamente zu entwickeln und schneller in die Klinik zu bekommen. Forscher der Goethe-Universität sind ganz vorne mit dabei: National beim House of Pharma,

europäisch bei IMI und hoffentlich auch bei der Folgeinitiative Horizon 2014–2020.

»Bei der Entwicklung von innovativen, aber bezahlbaren Arzneimitteln mitzuhelfen, ist auch Aufgabe der Hochschulen«, dieses pointierte Statement von Prof. Gerd Geisslinger, Direktor des Instituts für Klinische Pharmakologie und Mitglied im Scientific Committee von IMI, mag auf den ersten Blick ungewöhnlich sein. Normalerweise denkt man bei Arzneimittelentwicklung eher an forschende Pharmaunternehmen, an große Konzerne. Denn sie sind es, die meistens die innovativen Medikamente nach Jahren der Entwicklung auf den Markt bringen. Aber – Arzneimittelforschung ist immer seltener von Erfolg gekrönt. Sie wird nicht nur immer komplexer und zeitaufwendiger. 10 bis 15 Jahre Entwicklungszeit sind

Dr. Edmund Kostewicz prüft am Institut für Pharmazeutische Technologie die Freisetzung von Wirkstoffen aus Tabletten im Magen-Darm-Trakt.

keine Seltenheit, sondern eher die Regel. Die Forschung verschlingt auch immense Summen. Da ist es nur folgerichtig, dass Arzneimittelforscher dem Grundsatz folgen »If you have to fail, it's better to fail early!«

Gemeinsam stark!

Early, also im Bereich der präklinischen Forschung und insbesondere der Methodenentwicklung, setzten deshalb die IMI-Projekte an – damit ein Wirkstoff auf seinem Weg zum Medikament entweder früh ausgemustert wird oder seinen Weg erfolgreich fortsetzen kann. Erstmals arbeiten dabei konkurrierende europäische Unternehmen und Hochschulen gemeinsam daran, sichere und effektivere Arzneimittel schneller zu entwickeln. Im Schnitt sind jeweils 10 bis 15 Pharmaunternehmen sowie 10 bis 15 Partner aus Hochschulen und Forschungsinstituten, kleinen und mittleren Industrieunternehmen, Zulassungsbehörden und Patientenorganisationen an einem IMI-Projekt beteiligt.

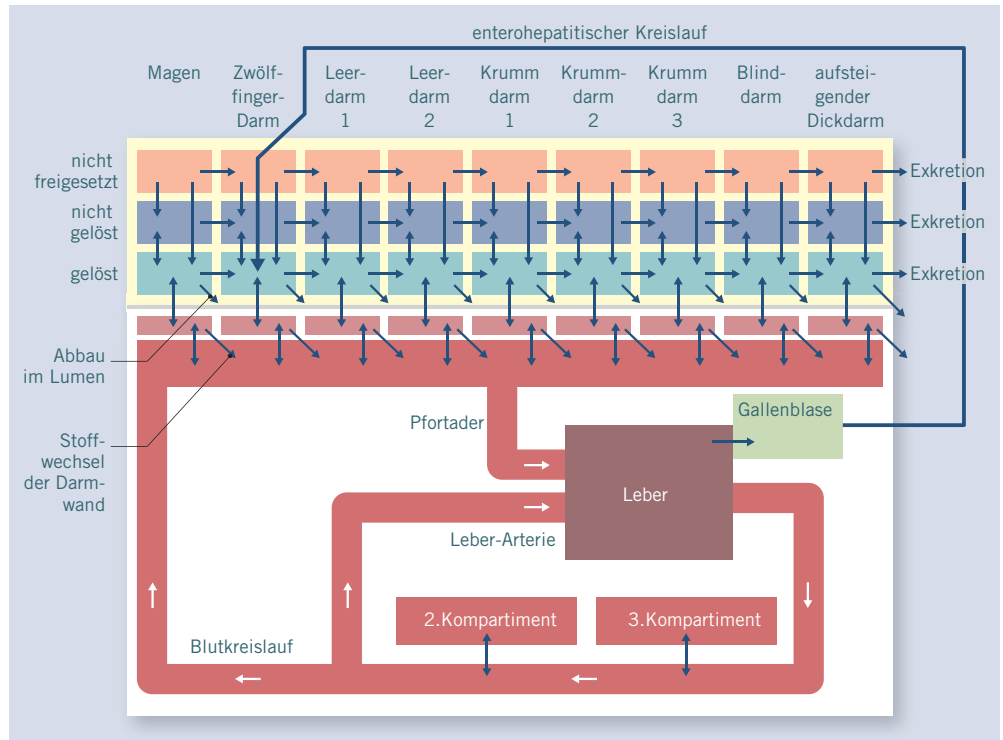
»Unsere Gesellschaft kann sich das Aufsplitten in Hochschul- und Industrieforschung nicht leisten«, appelliert Geisslinger mit Blick auf alle Beteiligten. »Parallel-Forschung, also wenn 40 bis 50 Forschergruppen aus Industrie und Hochschule am selben Target forschen, um dann nach Jahren festzustellen, dass etwas nicht funktioniert, das können wir uns nicht leisten! Die Gesellschaft muss bei der Frage der Arzneimittelentwicklung näher zusammenrücken!« Da ist eine öffentlich-private Partnerschaft, wie sie bei IMI geschaffen wurde, extrem wichtig, führt sie doch zur Bildung herausragender Forschungsnetzwerke und erfolgreicher Kooperationsplattformen.

Präkompetitive Forschung – für viele interessant

Logischerweise findet bei IMI präkompetitive Forschung statt –, etwas anderes anzunehmen, wäre mehr als blauäugig. Dass IMI-Projekte aber so gut funktionieren, hätte Geisslinger sich vor gut drei Jahren nicht vorstellen können. »Aber da wir uns strikt auf die präkompetitive Forschung beschränken, uns also um Fragestellungen und Probleme kümmern, die jeder hat, funktioniert es. Beispielsweise, wenn wir konkrete Modellsysteme für die Arzneimitteltestung entwickeln, die bereits mit 20 Probanden aussagekräftige Ergebnisse liefern, ist das für alle interessant. Und dieses Beispiel zeigt auch, wie wichtig es ist, frühzeitig die Zulassungsbehörden mit einzubinden – denn die müssen letztendlich solche neuartigen Modelle akzeptieren.«

Chronische Schmerzen besser verstehen

Bereits vor seiner Mitgliedschaft im IMI-Scientific-Committee war der Frankfurter Klinische Pharmakologe an einem der mittlerweile 37 IMI-Projekte beteiligt – an EuroPain. In einem hochkompetitiven Wettbewerb konnte sich seine Arbeitsgruppe in einem europäischen Netzwerk 2009 gegen 27 andere durchsetzen, nicht zuletzt, weil sie sich bereits im Deutschen Forschungsverbund Neuropathischer Schmerz erfolgreich positioniert



Prof. Jennifer Dressman und ihre Mitarbeiter wollen im Rahmen des IMI-Projekts OrBiTo bestehende PB-PK-Modelle (physiologically based pharmacokinetic-models) verbessern oder neue Modelle entwickeln, die alle Aspekte der Arzneimittelwirkung berücksichtigen – solche, die durch den Arzneistoff selbst hervorgerufen werden, Aspekte, die auf der Darreichungsform basieren sowie physiologische Aspekte. Ein Beispiel ist das PBPK-Modell des Software-Unternehmens GastroPlus, das ebenfalls bei OrBiTo mitwirkt.

hatte und nun dieses nationale Netzwerk bei IMI einbringen konnte. Bei dem vom Londoner King's College koordinierten Projekt geht es darum, die Entstehung chronischer Schmerzen besser zu verstehen, um darauf aufbauend effektivere Arzneimittel zu entwickeln. So haben die EuroPain-For-

scher Ähnlichkeiten entdeckt zwischen der Schmerzentstehung durch Chemotherapie und dem »Kälte-Schmerz«, der durch konzentriertes Menthol hervorgerufen wird. Zudem konnten sie ein Molekül identifizieren, das für die Schmerzen bei Sonnenbrand verantwortlich ist.



Wie Proben entnommen und für die Analyse vorbereitet werden, zeigt Prof. Jennifer Dressman. Im Rahmen des IMI-Projektes werden Tests entwickelt, die für den Freisetzungsmechanismus eines Medikaments im Magen-Darm-System maßgeschneidert sind.



Darauf aufbauend erhoffen sie sich nun Fortschritte bei der Arzneimittelentwicklung zur Behandlung anderer inflammatorischer Krankheiten wie Arthritis. »EuroPain ist für uns hier in Frankfurt ein wichtiges Projekt, auch wenn man mit dem Fördervolumen von circa 450 000 Euro für fünf Jahre keine Berge versetzen kann. Schließlich werden die circa 9 Millionen Euro EU-Geld von EuroPain auf viele Gruppen verteilt«, betont Geisslinger. »Aber mit unserer Beteiligung positionieren wir uns verstärkt auf europäischer Ebene als innovativer Cluster in Sachen Arzneimittelentwicklung.«

Bei IMI redet die Wissenschaft mit – an entscheidender Stelle, im Scientific Committee. Erst wenn prä-kompetitive Engpässe, die die europäische Pharmaindustrie identifiziert hat, durch dieses Komitee bestätigt sind, erfolgt eine Ausschreibung für interessierte Gruppen. Und erst danach kommt die Industrie ins Spiel, die sich dann an einem solchen Projekt beteiligen kann. »Auf diese Weise ist sichergestellt, dass gute Industriekontakte seitens der Hochschulen keinen Einfluss auf die Auswahl der Projekte haben«, bemerkt Geisslinger kritisch.

Wissenslücken schließen!

Neben EuroPain gibt es seit Kurzem ein zweites IMI-Projekt mit Beteiligung Frankfurter Wissenschaftler: OrBiTo steht für »Oral Biopharmaceutics Tools« und startete am 1. Oktober 2012 mit einem

Alle Prüfmedien für die Freigabe-Tests werden exakt vorbereitet, denn nur so können aussagekräftige Ergebnisse erzielt werden.

Gesamtbudget von 24,4 Millionen Euro für fünf Jahre. Ziel ist es, mithilfe biopharmazeutischer Werkzeuge die Entwicklung neuer Wirkstoffe zu optimieren und zu beschleunigen. Die Professorin für pharmazeutische Technologie,

Prof. Jennifer Dressman, konnte sich gegen starke europäische Konkurrenz durchsetzen und ist an drei der vier »working groups« des von der Universität Uppsala koordinierten Projekts beteiligt. »Wir bekommen über 600 000 Euro für die nächsten fünf Jahre. Das ist gut – wenn auch nicht bombastisch«, vermerkt sie augenzwinkernd, »es erleichtert es mir aber, meine Lieblingsforschung, die ich ohnehin



House of Pharma Frankfurt

Das House of Pharma will die Region Frankfurt/Rhein-Main als Schwerpunkt- und Kompetenzcluster und als Inkubator der Arzneimittelforschung in Deutschland ausbauen. Es fördert die Entwicklung, Integration und Anwendung von Wissen in der biomedizinischen Forschung und koordiniert die gemeinsamen Bemühungen von Wirtschaft und Wissenschaft. Dafür führt es die Interessenvertreter und Experten des in Deutschland einmaligen Pharma-Clusters Rhein-Main unter einem Dach zusammen:

- Eine wichtige Säule des House of Pharma ist die zurzeit aus 15 Wissenschaftlern bestehende Fraunhofer-Projektgruppe für Translationale Medizin und Pharmakologie im Rahmen des LOEWE-Schwerpunkts »Anwendungsorientierte Arzneimittelforschung«. Die Frankfurter Fraunhofer-Projektgruppe des in Aachen ansässigen Fraunhofer-Instituts für Molekularbiologie und Angewandte Ökologie wird durch

das Land Hessen bis 2014 mit circa acht Millionen Euro gefördert. 2014 soll die Projektgruppe im Rahmen eines neuen LOEWE-Zentrums für Systemmedizin in ein eigenständiges Fraunhofer-Institut überführt werden.

- Zentren, Institute, Kliniken und Forschungsverbände der Goethe-Universität
- Nachfrageorientierte Ausbildungsprogramme wie das Promotionskolleg »Translational Research Innovation Pharma – TRIP«. Dieses Anfang 2012 gestartete innovative und praxisorientierte Programm wird von der Else Kröner-Fresenius-Stiftung mit insgesamt 2,9 Millionen Euro über drei Jahre finanziert und ist für 25 Doktoranden vorgesehen, die in vier Plattformen organisiert sind.
- Außeruniversitäre Partner (Unternehmen, Verbände, Netzwerke)
- Patientenorganisationen
- Zulassungsbehörden
- Politische Entscheidungsträger

vorhatte, umzusetzen«. Die gebürtige Australierin, die seit 1994 in Frankfurt lehrt, will Modelle entwickeln, mit denen sich aufgrund einzelner biopharmazeutischer Daten aus *In-vitro*-Versuchen treffsicher voraussagen lässt, wie sich Arzneistoffe beziehungsweise Arzneistoffformen bei oraler Aufnahme *in vivo* verhalten. »Wenn uns das gelingt, können gewisse pharmakokinetische und klinische Studien gestrafft werden oder sogar ganz wegfallen«, erzählt sie begeistert. »Das ist beispielsweise sehr wichtig bei seltenen Erkrankungen, denn da stehen oft nicht genügend Patienten zur Verfügung, um eine klassische Bioäquivalenzstudie durchzuführen.« Dressman will ihre, wie sie es nennt, »*In-vitro-in-silico-in-vivo*-Modelle« für den Menschen, aber auch für Tiermodelle wie Hund, Minischwein und Ratte entwickeln, um auch die Anzahl von Tierversuchen bei der Entwicklung neuer Arzneimittel zu reduzieren.

»Gerade bei der oralen Aufnahme von Medikamenten gibt es viele Wissenslücken«, erklärt Dressman. »Wir wissen beispielsweise sehr gut, was im Magen und oberen Teil des Dünndarms passiert. Aber bei der Aufnahme von Wirkstoffen im unteren Dünndarm und im Dickdarm ist es schon schwieriger. Und wenn es beispielsweise um die erwünschte Freisetzung eines Wirkstoffs im Ileum, dem hinteren Teil des Dünndarms, geht, wissen wir sehr wenig über die physiologischen Bedingungen.« Deshalb sollen bei OrBiTo auch diejenigen Parameter ermittelt werden, die eine schnelle Aussage darüber zulassen, ob ein Wirkstoff überhaupt oral verabreicht werden kann, beziehungsweise wie man ihn verändern oder »verpacken« muss, damit das gelingt. Da geht es beispielsweise um Parameter wie vorhandenes Volumen, pH-Wert, Pufferkapazität und Ionenstärke verschiedener Verdauungsflüssigkeiten.

Auch die Frage der biorelevanten Löslichkeit ist im Fokus der Forscher. Sie hängt unter anderem von der Konzentration an Gallensalzen ab, die wiederum von Patient zu Patient variiert. Oder es geht darum, die Freisetzung zu optimieren, also die Frage zu klären: Wo wird wann und wie der Arzneistoff freigesetzt und wie

Innovative Medicines Initiative (IMI)

IMI wurde 2008 gemeinsam von der Europäischen Kommission und dem europäischen Pharmaverband (EFPIA, European Federation of Pharmaceutical Industries and Associations) ins Leben gerufen, um durch prä-kompetitive Zusammenarbeit von Pharmaindustrie, akademischer Forschung, Kliniken, Zulassungsbehörden und Patientenorganisationen die Erforschung und Entwicklung neuer und besserer Medikamente in Europa zu beschleunigen. IMI ist ein neuer Weg, um auf europäischer Ebene »Public Private Partnership (PPP)«-Projekte ins Leben zu rufen.

Das Ziel von IMI ist einerseits, die Wettbewerbsfähigkeit Europas im Bereich der biomedizinischen Innovation zu steigern. Andererseits will IMI neues Wissen, neue Hilfsmittel und Verfahren generieren, um die Engpässe bei der Arzneimittelentwicklung zu überwinden und

somit zu einer schnelleren und effizienteren Entwicklung neuer Therapien zu gelangen.

Diese Ziele sollen erreicht werden durch die Entwicklung von Methoden und Technologien, die die Sicherheit und Wirksamkeit neuer Wirkstoffe besser vorhersagen, durch Wissensmanagement sowie durch Aus- und Weiterbildung.

Im Zeitraum 2008 bis 2017 werden zwei Milliarden Euro investiert, wobei eine Milliarde von der EU-Kommission aufgebracht wird und die biopharmazeutische Industrie den gleichen Betrag als sogenannte »in-kind contribution« bereitstellt. Die Fördergelder gehen ausschließlich an Forschungsinstitute, kleine und mittelständische Unternehmen, Patientenorganisationen und Zulassungsbehörden.

Die Goethe-Universität ist an den Projekten EuroPain (seit 2009) und OrBiTo (seit 2012) beteiligt.

Insgesamt sind derzeit (Oktober 2012) 37 Projekte mit 517 akademisch-wissenschaftlichen Teams, 347 EFPIA-Teams, 91 Teams von kleinen und mittleren Unternehmen sowie sieben Teams von Zulassungsbehörden beteiligt – insgesamt sind etwa 3500 Wissenschaftler bei IMI aktiv. IMI hat bisher bereits zu 220 Publikationen geführt.

<http://www.imi.europa.eu/>



kann dies optimiert werden? »So etwas ist natürlich abhängig von der Struktur des Arzneistoffs und der Zusammensetzung der Arzneiform, aber auch zum Beispiel vom Zustand des Darms, von seiner Motorik. Es gibt eher stille Phasen, aber auch »housekeeper waves«, bei denen der obere Verdauungstrakt quasi durchgeputzt wird. Auch das hat natürlich entscheidenden Einfluss auf die Arzneistoffmengen, die resorbiert werden können«, erklärt Dressman. »Wir führen derartige Versuche an Substanzen durch, die wir von europäischen Pharma-Unternehmen bekommen. Natürlich sind das keine nagelneuen Wirkstoffkandidaten. Wir arbeiten ja prä-kompetitiv.«

Blickrichtung: Horizon 2014 – 2020

Prä-kompetitiv denkt man auch beim Frankfurter House of Pharma. Dieses zurzeit noch virtuelle

Konstrukt ist ein weiterer Baustein auf dem Weg zum Frankfurter Denker-Cluster in Sachen Arzneimittelforschung. »Vor zehn Jahren sind wir mit ZAFES gestartet«, resümiert Geisslinger, »seitdem sind wir konsequent Schritt für Schritt weitergegangen. Jetzt bündeln wir im House of Pharma die Expertise von Akademia, Fraunhofer-Gesellschaft, Industrie, Patienten und Politik. Es ist fast so etwas wie ein nationales IMI – nur dass wir keine Gelder zum Verteilen haben und – noch – kein Haus aus Stein.« Und mit Blick auf die Weiterentwicklung der Arzneimittelforschung in Frankfurt ist sich Geisslinger sicher: »Bei der Fortführung der IMI-Idee im EU-Programm Horizon 2014 – 2020, das mit 90 Milliarden Euro EU-Mitteln für Biomedizinische Forschung ausgestattet ist, wollen wir ganz vorne mit dabei sein. Schließlich haben wir bereits exzellente Vorarbeiten!« ♦



Im Freien Deutschen Hochstift werden kostbare Handschriften und Bücher sorgsam gepflegt und – wenn nötig – restauriert.

Goethe verbindet

Hochstift und Universität wollen stärker kooperieren – Anne Bohnenkamp-Renken jetzt auch Professorin im Fachbereich Neuere Philologien

Das Freie Deutsche Hochstift und die Goethe-Universität rücken in der Geburtsstadt des großen Dichters näher zusammen. Im Oktober wurde gefeiert, was schon seit einiger Zeit erfolgreich praktiziert wird: die Vernetzung der beiden Institutionen, die mit der Berufung der Direktorin des Hochstifts, Prof. Anne Bohnenkamp-Renken, an den Fachbereich Neuere Philologien weiter intensiviert wird.

von Ulrike Jaspers

Die 51-jährige Germanistin, die seit 2003 mit dem Hochstift eines der ältesten Kultur- und Forschungsinstitute in Deutschland leitet, ist eine international renommierte Goethe-Forscherin und schon seit 2004 Honorarprofessorin am Institut für Deutsche Literatur und ihre Didaktik der Goethe-Universität. Bohnenkamp-Renken zu den neuen Chancen dieser Zusammenarbeit, der auch ein Vertrag der beiden Institutionen zugrunde liegt: »Es gibt eine Vielzahl von Anknüpfungspunkten, die wir nun konsequenter verfolgen können: ob in der Forschung, wenn es um die Erschließung unserer Sammlungen, um die im Hause entstehenden Editionen oder generell um die Medialität von Literatur geht, oder in der Lehre: Studierende können zukünftig im Hochstift auch an Ori-

ginalen in einer der bedeutendsten Handschriftensammlungen arbeiten, die wissenschaftliche Bibliothek mit mehr als 130 000 Büchern nutzen und erste Erfahrungen in den Bereichen Edition, Archiv und Ausstellung sammeln.«

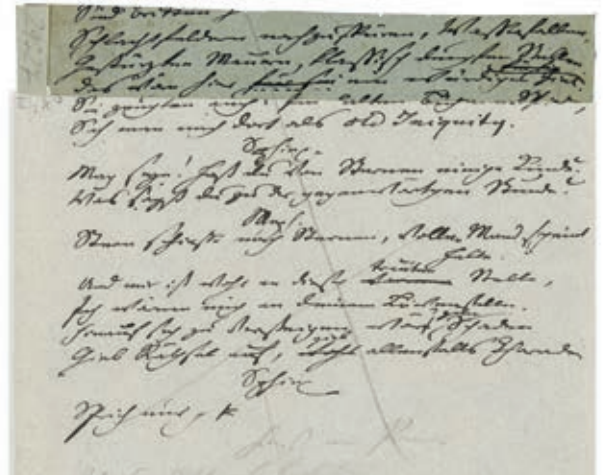
»Grenzgängerin zwischen Nationalphilologien, Künsten und Medien«

Seit ihrem Studium der Germanistik, Philosophie und Publizistik in Göttingen beschäftigt Bohnenkamp-Renken sich mit dem in Frankfurt geborenen Universalgelehrten, und sie ist sicher: »Goethe ist so vielseitig, dass er nie langweilig wird. Nicht nur literarische Themen lassen sich mit ihm erschließen. Bildende Kunst, Geschichte, Naturwissenschaften und mehr: Dass Goethe sich sogar mit Fragen

der Ökonomie befasst hat, lässt sich zurzeit in unserer aktuellen Ausstellung »Goethe und das Geld« studieren.«

Als wissenschaftliche Mitarbeiterin von Albrecht Schöne an der Göttinger Universität war sie an der Herausgabe von Goethes *Faust* im Deutschen Klassiker Verlag beteiligt; eine Studienausgabe, die in der Fachwelt Maßstäbe gesetzt hat. Es folgte eine intensive Lehr- und Forschungszeit am Institut für Allgemeine und Vergleichende Literaturwissenschaft der Universität München von 1989 bis 2003, wo sie an der von Hendrik Birus herausgegebenen Ausgabe von Goethes *West-östlicher Divan* mitarbeitete und die späten ästhetischen Schriften Goethes herausgab (beides Deutscher Klassiker Verlag). »Gottes ist der Orient / Gottes ist der Okzident / Nord- und südliches Gelände / Ruht im Frieden seiner Hände«, diese Verse aus dem *Divan* zierten übrigens schon eine Landkarte in Anne Bohnenkamps Kinderzimmer, wie ihr Kollege Prof. Dr. Heinz

Die Handschrift zeigt eine Variante zur »Klassischen Walpurgisnacht« im zweiten Teil des von Goethes *Faust*, sie enthält das Bruchstück eines Dialogs zwischen Mephistopheles und den mythischen Fabelwesen, denen er in diesem Akt des Dramas begegnet. Das obere Stück ist erst seit 2007 im Freien Deutschen Hochstift und damit die jüngste Faust-Handschrift des Hauses. Wie sich bei der Arbeit an der neu entstehenden *Faust*-Ausgabe zeigte, gehört eine in Weimar liegende Handschrift als unteres Teil zu dem kleinen Frankfurter Zettel.



Drügh in seiner Laudatio einfließen ließ.

Im Mittelpunkt des *West-östlicher Divan* steht Goethes Konzept einer »Weltliteratur«, die er auch als »geistigen Handelsverkehr« bezeichnet. Gemeint ist der internationale und interkulturelle Austausch, bei dem nicht zuletzt die Übersetzer und das Übersetzen eine wichtige Rolle spielen, die auch der Komparatistin Bohnenkamp-Renzen sehr am Herzen liegen. Als »Grenzgängerin zwischen den Nationalphilologien, zwischen den Künsten und den Medien« beschrieb Drügh die neu berufene Professorin, die schon seit Jahren eng mit dem Institut für Deutsche Literatur und ihre Didaktik zusammenarbeitet. Er gab Einblicke in ein gemeinsames Projekt zur »Materialität des Briefs«, bei dem er in unmittelbarem Kontakt mit den

Schätzen der Hochstift-Archive gekommen war – bis zu Schreibwerkzeugen, Tinte, Papier und Briefbeigaben – ein »herzhafter Gang in die Empirie«, so Drügh.

Mediale Vernetzung – innovative Möglichkeiten des Editierens und Archivierens

Zurzeit erarbeitet Bohnenkamp-Renzen mit ihrem Team eine neue historisch-kritische Hybrid-Edition von Goethes *Faust*, die es erstmals erlauben wird, die rund 60 Jahre umfassende Entstehung von Goethes Drama anhand der überlieferten Arbeitshandschriften nachzuvollziehen. Während dieses DFG-Projekt in Kooperation mit dem Goethe- und Schiller-Archiv der Klassik Stiftung Weimar und der Computerphilologie der Universität Würzburg läuft, ist Bohnenkamp-Renzen auch an dem Frankfurter

LOEWE-Schwerpunkt »Digital Humanities« beteiligt, in dem ausgetestet wird, welche Möglichkeiten sich für die Textwissenschaften aus dem aktuellen Medienwandel ergeben. Zu den konkreten Projekten gehört die Erstellung einer Datenbank mit den im Hochstift gesammelten Illustrationen zu *Faust*. Sie wird in Ergänzung der digitalen historisch-kritischen Ausgabe die Möglichkeit bieten, Faust-Darstellungen aus unterschiedlichsten Epochen mit der jeweiligen Textstelle im Drama zu verknüpfen.

Außerdem verantwortet Bohnenkamp-Renzen Ausstellungen rund um Goethe und die Romantik; dazu gehört auch die zurzeit in Kooperation mit Wirtschaftshistorikern der Goethe-Universität entwickelte Ausstellung »Goethe und das Geld« im Frankfurter Goethe-Haus. In den Kellermagazinen des Hochstifts am Großen Hirschgraben, direkt neben dem Haus, wo Goethe aufgewachsen ist, werden nicht nur Handschriften Goethes aufbewahrt. Dort liegt eine der vielseitigsten Sammlungen zur Literatur der deutschen Romantik mit Nachlässen und Teilnachlässen von Clemens und Bettine Brentano, Achim von Arnim, Friedrich von Hardenberg (Novalis), Joseph von Eichendorff und anderen. Zudem befindet sich der Nachlass Hugo von Hofmannsthal zu großen Teilen in diesen Magazinen. Die Erforschung dieser Schätze

Die erste Begegnung zwischen Faust und Gretchen: Anders als in den meisten anderen Faust-Illustrationen ist Faust hier als sehr junger Mann gezeichnet – gleichaltrig mit Gretchen. Das wenig bekannte Bild aus dem Jahr 1832 von Friedrich Gustav Schlick (1804–1869) ist eine der schönsten Faust-Illustrationen der Romantik. Auch dieses Bild wird in die neue Datenbank integriert, die eine Vernetzung mit der Textstelle im Drama ermöglicht.



Anlass zum Feiern: Der Vorsitzende des Hochstift-Verwaltungsausschusses, Carl von Boehm-Bezing (Mitte), und der Vizepräsident der Goethe-Universität, Prof. Matthias Lutz-Bachmann, freuen sich, dass nun auch die letzten administrativen Hürden für die Berufung von Prof. Anne Bohnenkamp-Renken genommen werden konnten.



zieht Wissenschaftler aus aller Welt nach Frankfurt und wird auch Nachwuchsforscher und Studierende der Goethe-Universität noch intensiver beschäftigen.

Weitere historisch-kritische Editionsprojekte zu den Romantikern sind in Arbeit, und es ist zu erwarten, dass auch diese »literarischen

Klassiker sich nicht in die gediegene Langeweile einer Goldschnitt-Luxusausgabe einsperren lassen, sondern vor allen Versuchen avancierter Neulektüren im ganz materialen Sinne lebendige Gebilde bleiben«, formulierte es Drügh. Denn Bohnenkamp-Renken und ihr Team kämpften sich »durch

verschiedensten Schutt und Wust um zu zeigen, dass solche oft nur auf losen Zetteln kursierende Vorstufen ein literarisches Werk allererst konstituieren und in seiner Genese verständlich machen.«

Die dritte Kooperationsprofessur an der Goethe-Universität

Seit Beginn des Wintersemesters bringt Bohnenkamp-Renken ihre Kompetenz auch in Gremien ihres Fachbereichs Neuere Philologien ein. Dekanin Prof. Susanne Opfermann und Vizepräsident Prof. Matthias Lutz-Bachmann zeigten sich hochofrenet von der Berufung einer »weithin anerkannten Goethe-Forscherin«, die auch in einschlägigen wissenschaftlichen Gesellschaften – wie der Goethe-Gesellschaft Weimar, der Klassik Stiftung Weimar und dem Dachverband der literarischen Gesellschaften in Deutschland – hervorragend vernetzt ist. Auch der Vorsitzende des Verwaltungsausschusses des Hochstifts, Carl von Boehm-Bezing, begrüßte die Berufung als einen strategischen Schritt zur Stärkung beider Partnerinstitutionen.

Vor Bohnenkamp-Renken waren bereits 2008 der stellvertretende Direktor des Städel, Jochen Sander, und der Direktor des Frankfurters Zoos, Manfred Niekisch, zu Kooperationsprofessoren der Goethe-Universität ernannt worden. Diese Professuren sind ein Ausdruck der erweiterten Autonomie der Stiftungsuniversität. Grundlage für die ungewöhnliche Art der Kooperation ist die seit 1. Januar 2008 gültige Berufungssatzung der Goethe-Universität. Danach ist eine »kooptative Berufung« einer Persönlichkeit (also ohne Ausschreibungsverfahren) möglich, wenn diese Wissenschaftlerin beziehungsweise dieser Wissenschaftler bereits in leitender Position an einer anderen Hochschule, einer außeruniversitären Forschungseinrichtung oder einer vergleichbaren Institution tätig ist.

Anzeige

Deutsche Bank
Gesellschaftliche Verantwortung

Allen Talenten eine faire Chance geben – überall und mehr denn je.

Bildung ist die wichtigste Ressource für die Zukunft unserer Gesellschaft: Weil jede Begabung einen wertvollen Beitrag leisten kann, darf kein Talent verloren gehen. Als globales Unternehmen wissen wir, dass man langfristig nur bestehen kann, wenn man Chancengerechtigkeit fördert und Potenziale ausbaut. Allein 2008 haben wir deshalb 160.000 junge Menschen dazu ermutigt, an unseren Programmen teilzunehmen und ihren Horizont zu erweitern. So schaffen wir soziales Kapital.

Leistung aus Leidenschaft

deutsche-bank.de/csr

Die Autorin

Ulrike Jaspers, 56, ist Referentin für die Wissenschaftskommunikation der Geistes- und Sozialwissenschaften an der Goethe-Universität und seit fast 25 Jahren verantwortlich für Konzeption und Themenauswahl des Wissenschaftsmagazins »Forschung Frankfurt«.



Abonnement FORSCHUNG FRANKFURT

FORSCHUNG FRANKFURT, das Wissenschaftsmagazin der Johann Wolfgang Goethe-Universität, stellt dreimal im Jahr Forschungsaktivitäten der Universität Frankfurt vor. Es wendet sich an die wissenschaftlich interessierte Öffentlichkeit und die Mitglieder und Freunde der Universität innerhalb und außerhalb des Rhein-Main-Gebiets.

- Hiermit bestelle ich FORSCHUNG FRANKFURT zum Preis von 15 Euro pro Jahr einschließlich Porto. Die Kündigung ist jeweils zum Jahresende möglich.
- Hiermit bestelle ich FORSCHUNG FRANKFURT zum Preis von 10 Euro als Schüler- bzw. Studentenabo einschließlich Porto (Kopie des Schüler- bzw. Studentenausweise lege ich bei).

 Name Vorname

 Straße, Nr. PLZ, Wohnort

 (nur für Universitätsangehörige:) Hauspost-Anschrift

 Datum Unterschrift

Widerrufsrecht: Mir ist bekannt, dass ich diese Bestellung innerhalb von zehn Tagen schriftlich bei der Johann Wolfgang Goethe-Universität, Vertrieb FORSCHUNG FRANKFURT, widerrufen kann und zur Wahrung der Frist die rechtzeitige Absendung des Widerrufs genügt. Ich bestätige diesen Hinweis durch meine zweite Unterschrift.

 Datum Unterschrift

- Ich bin damit einverstanden, dass die Abonnementsgebühren aufgrund der obigen Bestellung einmal jährlich von meinem Konto abgebucht werden.

 Konto-Nr. Bankinstitut

 Bankleitzahl Ort

 Datum Unterschrift

- Ich zahle die Abonnementsgebühren nach Erhalt der Rechnung per Einzahlung oder Überweisung.
 Bitte richten Sie Ihre Bestellung:
 An den Präsidenten der
 Johann Wolfgang Goethe-Universität
 »FORSCHUNG FRANKFURT«
 Postfach 11 19 32, 60054 Frankfurt



Eine deutsche Postkarte aus der Zeit um 1900. Sie zitiert die ersten Verse aus dem *Sang an Aegir* Wilhelms II: »O Aegir, Herr der Fluten/dem Nix und Neck sich beugt.« Hält man die Postkarte gegen das Licht, taucht auf der linken Seite Aegir verschwommen aus den »Fluten« auf.

Wie die nordischen Götter und Helden bis heute fortleben

Ein Blick in die Edda-Sammlung des Instituts für Skandinavistik

von Julia Zernack und Katja Schulz

Edda – diesen Namen tragen zwei isländische Werke aus dem 13. Jahrhundert. Gemeinsam überliefern sie, das eine in Liedern, das andere in Prosa, den größten erhaltenen Schatz an nordischer Mythologie und Heldensage. Gern für »germanisch« gehalten sind diese Stoffe seit dem 18. Jahrhundert weit über Island hinaus bekannt. Das spiegelt sich auch in den mehr als 1200 Objekten der Frankfurter Edda-Sammlung, die zeigen, wie die Mythen buchstäblich in jeden Winkel der Kultur vordringen können.

Beispiele finden sich in der Literatur der Romantik, in einer noch um 1800 entstandenen isländischen Edda-Handschrift, auf Bierdosen der dänischen Marke »Odin«, in Comics oder in Songtexten und auf CD-Hüllen des Heavy-Metal sowie an vielen anderen Stellen. Diesem Nachleben der eddischen Stoffe in Literatur, bildender Kunst, Religion, Musik und Alltagskultur gilt das Interesse der Frankfurter Edda-Forschung ebenso wie den mittelalterlichen Zeugnissen selbst.

Im Ganzen ist der Bestand der Frankfurter Edda-Sammlung außerordentlich heterogen. Für sich genommen sind manche ihrer Objekte wertlos – Reklame- und Verpackungsmüll vergangener Zeiten. Als Sammlung aber beleuchten sie sich gegenseitig, doku-

mentieren die Rezeptionsgeschichte nordischer Mythologie und Heldensage durch die Jahrhunderte: eine einzigartige Möglichkeit, das Auftreten dieser Mythen und ihre Funktion in verschiedensten Diskursen zu untersuchen. Die Edda-Sammlung bietet eine gute Grundlage, um exemplarisch zu rekonstruieren, wie die zuerst im nordischen Mittelalter überlieferten Mythen bis in unsere Zeit fortleben, sich durch die verschiedenen Medien bewegen und dabei immer wieder neu- und umgedeutet werden.

Dabei machen die Objekte der Sammlung im Wortsinne anschaulich, was der Philosoph Hans Blumenberg 1971 als ein allgemeines Merkmal des Mythos beschrieben hat: Es gibt ihn nur im Zustand der Rezeption, in immer neuen Rezeptionsstufen, von denen keine eine größere Dignität besitzt als die andere – ein »ursprünglicher« Mythos kann nur Hypothese sein. Jede Zeit aktualisiert aus dem ihr zur Verfügung stehenden Mytheninventar – das sich überdies im Lauf der Rezeptionsgeschichte längst mit allerlei neuen Motiven angereichert hat – eben jene Aspekte, die ihren spezifischen Interessen dienen.

Mythen-Moden: Der altnordische Meeresriese Ægir und Wilhelm II.

Illustrieren mag dies das Beispiel des altnordischen Meeresriesen Ægir: In der ältesten Überlieferung aus dem nordischen Mittelalter ist Ægir eine Personifikation des Meeres, ein Riese, der den Göttern freundlich gesonnen scheint und sie zum Beispiel in dem Eddalied *Lokasenna* (dt. »Lokis Spottrede«) in seiner Halle bewirtet. Als man in der Neuzeit bestrebt war, die nordischen Götter in Analogie zum klassisch-antiken Pantheon zu systematisieren, wurde aus dem

Meeresriesen eine Art Gegenstück des Meeresherrn Poseidon.

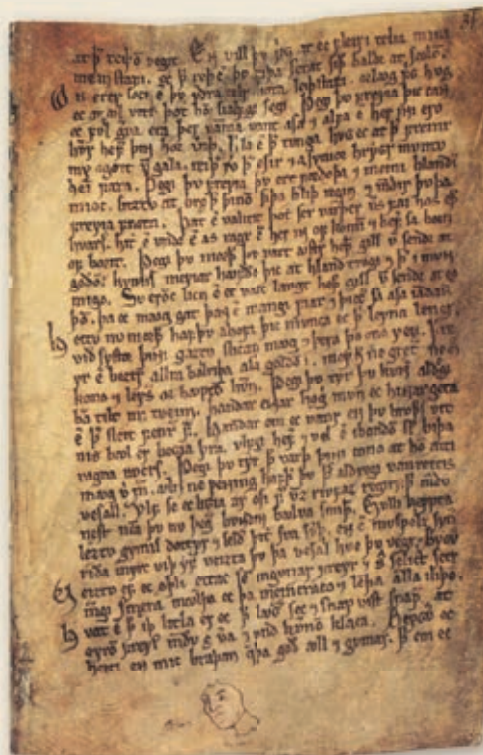
Als solcher machte Ægir Ende des 19. Jahrhunderts insbesondere im Deutschen Reich Karriere, besungen vom Kaiser höchst selbst: In seinem seit 1894 häufig aufgeführten und oft verspotteten *Sang an Ægir* beschwor Wilhelm II. ein verklärtes, in eine unbestimmte »germanische« Vergangenheit projiziertes Heldentum. Damit appellierte er nicht nur an die Germanen- und Wikingerschwärmerei seiner Zeitgenossen, die ihren Wagner ebenso kannten wie Felix Dahns historische Romane, sondern zugleich an die verbreitete Begeisterung für die Marine. In der Folge wandelte sich der Meeresriese, ausgestattet mit Bart und Dreizack, zunehmend in eine Art deutschen Neptun, dessen Name nicht nur ein Kriegsschiff der kaiserlichen Marine zierte, sondern darüber hinaus den Anspruch auf deutsche »Seegeltung« verkörperte.

Solcherart national propagiert – und in zahllosen Karikaturen ins Lächerliche gezogen –, erlangte die Figur eine bis dahin ungeahnte Bekanntheit: »Es gibt Ægir-Parfums; in einem Weinrestaurant Berlin's werden »Ægir-Tropfen« verzapft [...] Bald wird der Duft von Ægir-Zigaretten in die Lüfte steigen und Ægirheringe in jedem Krämerladen verkauft werden«, mokierte sich ein Zeitgenosse 1895. Es zeigt sich, dass die Ausläufer solcher Mythen-Moden buchstäblich jeden Winkel der Kultur zu erreichen vermögen: Die Klänge von Kaiser Wilhelms patriotischer Ballade erklangen vom goldfarbenen verzierten Notensatz für Klavier, gemischten Chor und Orchester bei ungezählten offiziellen Anlässen und vielleicht auch von einer Grammophon-Einspielung, die mit »Starktonnadeln« der

Die Edda-Forschung an der Goethe-Universität

Die Edda-Forschung hat in Frankfurt eine lange Tradition. Seit den 1980er Jahren hegte das Institut für Skandinavistik Pläne für einen wissenschaftlichen Kommentar zur Liederedda, einer isländischen Liedersammlung aus der Zeit um 1270. Geleitet von dem Emeritus Klaus von See, wurde er seit 1992 von der DFG gefördert; der letzte noch ausstehende Band ist derzeit in Vorbereitung. War das Nachleben der eddisch überlieferten Mythen hier zunächst ein Aspekt der Stoffgeschichte unter anderen, zeigte sich schon bald, dass dieses Nachleben so umfangreich und wissenschaftlich ergiebig ist, dass dem Frankfurter Edda-Kommentar ein Schwesterprojekt zur Seite gestellt wurde – das von Julia Zernack geleitete Projekt »Edda-Rezeption«, das seit 2007 und noch bis 2013 von der DFG gefördert wird.

Die Abbildung zeigt die Seite 16r aus dem Codex regius der Liederedda (Gks 2365 4to). Das Manuskript aus der Zeit um 1270, das heute in Reykjavík aufbewahrt wird, ist eine der Hauptquellen für die nordische Mythologie und Heldensage. Zu sehen ist ein Abschnitt aus dem Eddalied *Lokasenna*.



Marke »Aegir« zum Klingen gebracht wurden (hergestellt seit 1913 von Traumüller & Raum in Schwabach bei Nürnberg).

Früh gelangte eine Verkaufsschachtel solcher Gramphonnadeln in die Edda-Sammlung. Weitere Zeugnisse folgten: eben der goldverzierte Notendruck, dann der Propagandafilm *Ägir. Ein Filmfestspiel*, mit dem die Deutsche Reichsbank 1918 für die neunte Kriegsanleihe warb, wilhelminische Kitschpostkarten, die das Motiv aufgreifen (S. 30), Werbeanzeigen, etwa für Drehstrommotoren der Marke »Aegir« (1921), und anderes (etwa das Rezept für eine »Aegir-Schüssel« auf S. 37). Ergänzt werden diese realen Objekte von einer Vielzahl an Digitalisaten, die bei Archiven erworben werden oder frei im Internet verfügbar sind wie zum Beispiel die vielen Ægir-Karikaturen, die in den Kulturzeitschriften der Zeit, etwa dem *Simplicissimus* oder der *Jugend*, erschienen.

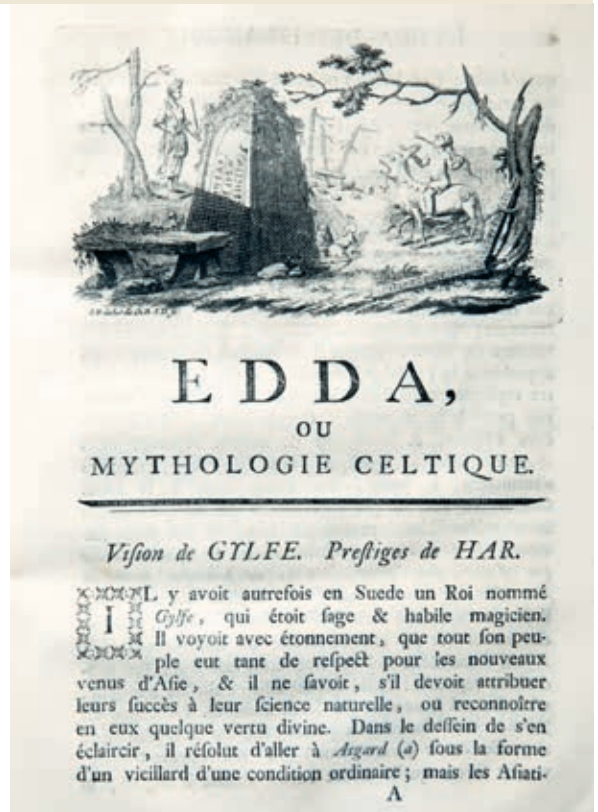
Eine Dose für Gramphonnadeln der Marke Aegir, hergestellt seit 1913 von Traumüller & Raum in Schwabach bei Nürnberg (Originalgröße circa 6 × 4,5 × 1,5 cm): ein Beispiel unter vielen für die um 1900 populäre Benennung technischer Produkte mit Namen aus der nordischen Mythologie.



Eddische Mythologie: unverbrauchtes Reservoir für eine neue Ästhetik

Ebenfalls Teil der Sammlung ist jenes Werk, das in der Mitte des 18. Jahrhunderts das seither nicht mehr abgerissene Interesse der Intellektuellen und Schriftsteller Europas an der nordischen Götter- und Heldensage sowie an der vorchristlichen Religion des Nordens weckte: Paul Henri Mallets 1756 in Kopenhagen publizierte *Monumens de la mythologie et de la poésie des Celtes, et particulièrement des anciens Scandinaves*, eine französische Wiedergabe eddischer Texte. Das Buch erschien als eine Art Supplement zu einer Darstellung der Geschichte Dänemarks (*Introduction à l'Histoire de Danemarck, ou l'on traite de la Religion, des Loix, des Mœurs et des Usages des Anciens Danois*, 1755), mit der die dänische Regierung den Genfer Historiker Mallet (1730–1807) beauftragt hatte. Mit diesem Werk wurde die nordische Mythologie – von Mallet in zeittypischer Weise für keltisch gehalten – erstmalig in einer modernen Sprache zugänglich, und in dieser Form verbreitete sie sich

Bilder aus der Sammelbildserie 391 *Götter der Germanen* des Schokolade-Herstellers Gartmann von 1914. Sammel- und Kaufmannsbilder sind eine Erfindung des 19. Jahrhunderts, die es bis heute gibt. Besonders bekannt sind die Bilderserien der Firma Liebig, die Liebig's Fleischextrakt produzierte und ihren Hauptsitz in Antwerpen hatte. Auch viele Produzenten von Schokolade gaben Sammelbilder an ihre Kunden aus, etwa die Kölner Firma Stollwerck, Petzold & Aulhorn in Dresden oder der 1810 gegründete Hamburger Schokolade-Produzent Gartmann. Sammelbilder sind prinzipiell offen für alle Themen – in den Jahrzehnten um die Jahrhundertwende häuften sich Serien mit Motiven aus der nordischen Mythologie.



Vignette aus Paul Henri Mallets *Monumens de la mythologie et de la poésie des Celtes, et particulièrement des anciens Scandinaves* (Kopenhagen 1756). Sie wartet mit typischen Versatzstücken auf, die auch späterhin mit den nordischen Mythen assoziiert werden sollten: Der oberste Gott Odin auf einem achtbeinigen Tier – wohl seinem Pferd Sleipnir – und seine Frau Frigg, die hier Degen und Bogen trägt. Im Vordergrund ein überwachener Steinaltar neben einem großen Runenstein, rechts lehnen rätselhafte Runenkalender an einem Baum. Mehrere Details der Vignette stützen sich, der nebenstehenden Erläuterung zufolge, auf Thomas Bartholins (1659–1690) mentalitätsgeschichtliches Werk *Antiquitatum Danicarum de causis contemptae a Danis adhuc gentilibus mortis libri tres* (»Drei Bücher dänischer Altertümer über die Gründe für die Todesverachtung bei den noch heidnischen Dänen«) von 1689, das ebenfalls Teil der Edda-Sammlung ist.



schnell. Dies zeigen nicht nur die Neuauflagen von 1763 und 1790, sondern vor allem die in rascher Folge erschienenen Übersetzungen ins Deutsche (1765), Englische (Bischof Percys *Northern Antiquities* von 1770), Russische (1777) und Polnische (1807). Schon bald lässt sich deren Wirkung auf die Literatur in diesen Sprachen feststellen, etwa bei den Briten Thomas Percy und Thomas Gray, bei den polnischen und russischen Romantikern oder bei den deutschen Dichtern Heinrich Wilhelm von Gerstenberg und Friedrich Gottlieb Klopstock. Johann Gottlieb Herder erkannte in den *Monumens* gar »eine Rüstkammer eines neuen deutschen Genies«, dessen Inspiration durch die nordische Mythologie er derjenigen durch die römische programmatisch vorzog.

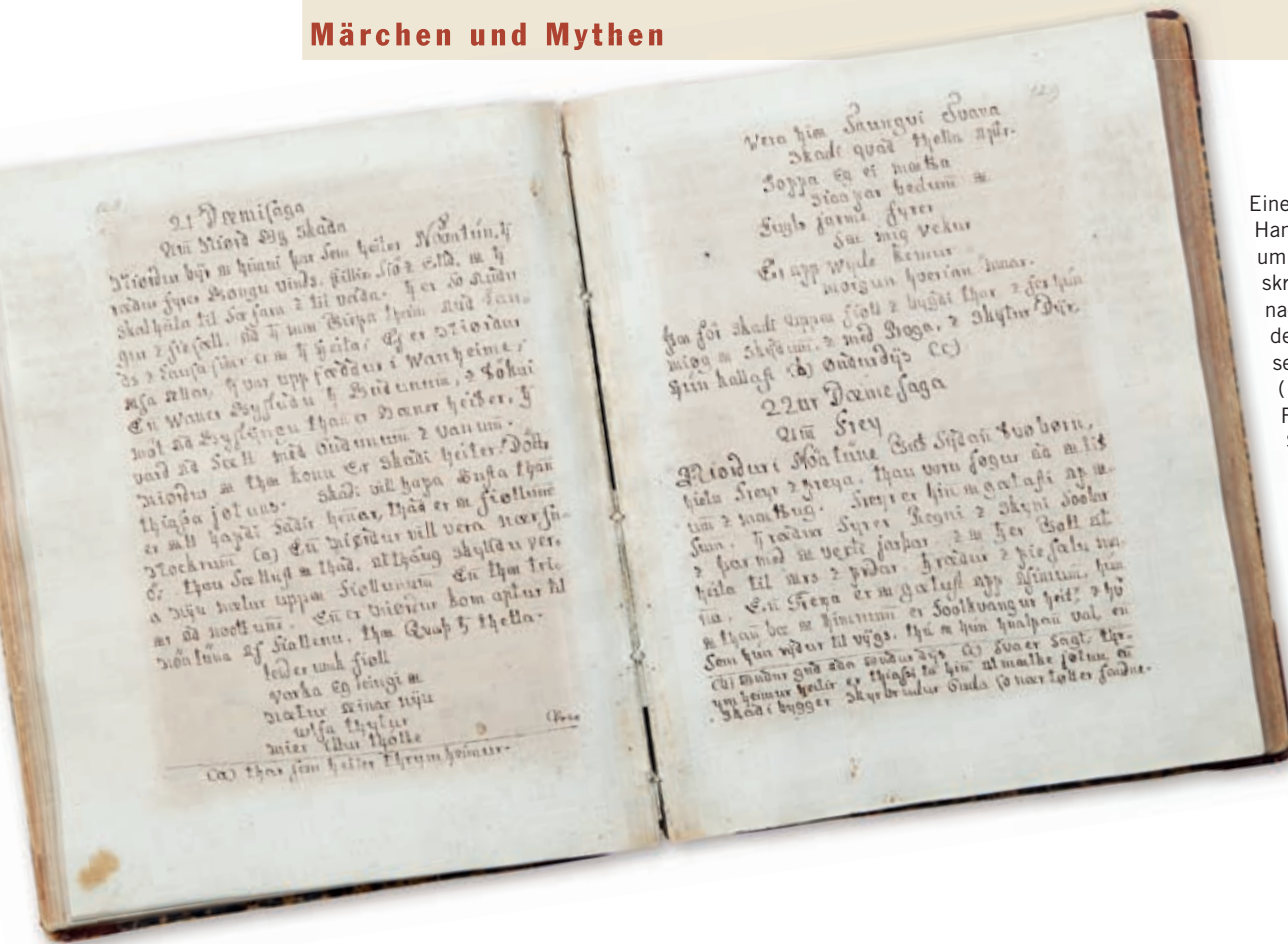
Was bedingte den Erfolg der *Monumens*? Da war einmal die französische Sprache, die die Mythen einem weiten europäischen Publikum erschloss. Sodann war das Buch, leicht lesbare Textauszüge aus Liederreda und Snorra Edda, von vornherein darauf angelegt, die nordischen Stoffe zu popularisieren. Vor allem aber erschien es zur rechten Zeit, als nämlich mit Winckelmanns Begründung des Klassizismus auch dessen ästhetische Überwindung auf die Tagesordnung kam. Erst vor dem Hintergrund dieser Debatte entdeckten die Zeitgenossen die eddische Mythologie als unverbrauchtes Reservoir einer neuen Ästhetik des Erhabenen. So knüpft sich auch der Erfolg der *Monumens* nicht an deren erste Auflage, sondern an die zweite aus dem Jahr 1763: Erst jetzt waren die Schriften erschienen, die auf jene neue, romantische Ästhetik vorauswiesen: 1755 Rousseaus *Discours sur l'origine et les fondements de l'inégalité parmi les hommes*, 1757 Edmund Burkes *A Philosophical Inquiry into the Origin of Our Ideas of the Sublime and the Beautiful* und vor allem 1760 jene *Fragments of Ancient Poetry*, die dem gälischen Sänger Ossian zugeschrieben wurden und eine Welle des Ossianismus unter den europäischen Intellektuellen auslösten.

Dieser ästhetische Perspektivenwandel ließ die nordischen Mythen als Repräsentanten jener ursprüngli-



Daniel Chodowiecki: Balder am Boden (1780) – In Chodowieckis Darstellung einer der Schlüsselszenen der nordischen Mythologie – der Ermordung des Gottes Balder – ist von »nordischem Kolorit« noch nichts zu entdecken. Ohne den Zusammenhang mit dem illustrierten Text, Johannes Ewalds dänischem Singspiel *Balders død* (»Balders Tod«, 1775), wäre weder das Personal noch der Kontext zu identifizieren.





Eine isländische Edda-Handschrift aus der Zeit um 1800. Das Manuskript ist mit einem Teilnachlass des bekannten deutschen Edda-Übersetzers Felix Genzmer (1878–1959) in die Frankfurter Edda-Sammlung gelangt.

chen Erhabenheit erscheinen, welche das neue ästhetische Ideal begründete. So ist es auch zu erklären, dass in der deutschen Ossian-Übersetzung von Michael Denis, die 1784 in Wien erschien, zwischen den Übersetzungen der Ossian-Lieder deutsche Übertragungen der Eddalieder *Völuspá* und *Baldurs draumar* stehen. Indessen war es kaum ein Zufall, dass sich außer den Skandinavieren gerade Briten, Deutsche, Russen und Polen für Malletts »Edda« interessierten: In der Vorstellung des 18. Jahrhunderts gehörten diese Völker wie die Kelten alle zum Norden Europas. Daher meinten sie, in der nordischen Mythologie ein Zeugnis ihrer eigenen Geschichte zu erkennen.

Aus Zufallsfunden entwickelt sich systematische Sammlung

Die Frankfurter Edda-Sammlung nahm ihren Ausgangspunkt schon in der Anfangszeit der Edda-Forschung an der Goethe-Universität in zunächst ganz unsystematischen Käufen von allerlei Objekten mit Edda-Bezug – so, wie eben viele Forscher interessante Nebenaspekte oder Kuriosa ihres Spezialgebiets sammeln: Dazu gehörten etwa bibliophile Editionen oder Kartenspiele mit einem Blatt nordischer Götter, eine Ansichtskarte aus dem Hotel »Walhalla« oder eine CD mit musikalischen Rekonstruktionen von Eddaliedern, Propagandamarken, die den Gott Heimdall als Garanten des Deutschtums abbilden oder Käseschachteln von einem Camembert der Marke »Valkyrie« (S. 37).

Bereits zu Beginn der Projektarbeit konnte daher die Arbeitsgruppe »Edda-Rezeption« auf einen – ziemlich zufälligen – Grundbestand an Objekten zurückgreifen, die ein breites Interesse an den eddischen Stoffen bis heute belegen. Schnell ließ sich so ein Eindruck gewinnen von der bis dahin noch nicht beschriebenen und erschlossenen Vielfalt, in der sich die nordische Mythologie und Heldensage seit dem Mittelalter bis zur Ge-

genwart manifestiert: in medialer Hinsicht ebenso wie in ideologischer, in zeitlicher wie in geografischer Ausdehnung. Für die Konzeption des Forschungsprojekts »Edda-Rezeption« war damit von vornherein klar, dass das Thema nur international-komparatistisch sowie interdisziplinär zu bearbeiten ist. So setzt sich die Arbeitsgruppe denn aus Vertretern der Literaturwissenschaft (Skandinavistik), Religionswissenschaft, Musikwissenschaft und Kunstwissenschaft zusammen.



Der Norweger Peter Nicolai Arbo (1831–1892) greift 1872 unter dem Titel *Asgaardsreien* eines der populärsten Motive der norwegischen Nationalromantik auf: Odin – vorne auf weißem Pferd und mit Speer – zieht mit der Wilden Jagd durch die Lüfte; auch Thor folgt ihm, hammerschwingend im roten Mantel. Die schwedische Black-Metal-Band *Bathory* kombiniert 1998 für das Cover ihres Albums *Blood Fire Death* einen Ausschnitt aus Arbos Gemälde mit dem Bandnamen.



Objekte aus der Edda-Sammlung – Reklameartikel mit Motiven aus der nordischen Mythologie – und die Buchpublikationen der Frankfurter Edda-Forschung (unten).

Wissenschaftliche Sammlungen – unentbehrlich für Forschung und Lehre

Wissenschaftliche Sammlungen von Objekten und Bildern sind für die Forschung und Lehre oft unentbehrlich, doch an den Universitäten führen sie meist ein Schattendasein: Da sie häufig nicht zentral erfasst oder systematisch verzeichnet sind, wissen oft nur diejenigen davon, die sie angelegt haben und pflegen. Dass damit bestehende Forschungsinfrastrukturen ungenutzt bleiben, hat den Wissenschaftsrat 2011 veranlasst, Empfehlungen zu wissenschaftlichen Sammlungen zu geben.

Zu den wissenschaftlichen Sammlungen, die die Goethe-Universität beherbergt, gehört die Edda-Sammlung mit einem weltweit wohl einzigartigen Bestand an Zeugnissen zur Erforschung und Rezeption nordischer Mythologie und Heldensage. Hervorgegangen aus der Frankfurter Edda-Forschung, dokumentiert sie mit zahllosen Objekten eine Stofftradition, die seit der Wikingerzeit belegt und bis zum heutigen Tag produktiv ist. Die Situation auch dieser Sammlung ist prekär: Sie existiert als Materialfundus zweier von der Deutschen Forschungsgemeinschaft geförderter Forschungsprojekte [vgl. Forschung Frankfurt 2/2011, Seite 10–11], der Ankauf einiger Objekte wurde durch eine großzügige Unterstützung der Vereinigung von Freunden und Förderern der Goethe-Universität möglich; doch mit dem bevorstehenden Auslaufen der DFG-Projekte droht sie, ihren Ort in der Universität zu verlieren. Sofern nicht neue Finanzierungsmöglichkeiten gefunden werden, zerstreuen sich dann

die in ihr bewahrten Forschungsdaten, deren Erkenntnispotenzial noch längst nicht ausgeschöpft ist, in alle Winde.

An der Goethe-Universität bemüht sich die Studiengruppe »sammeln, ordnen, darstellen« des Forschungszentrums für Historische Geisteswissenschaften seit einigen Semestern darum, die wissenschaftlichen Sammlungen systematisch zu erfassen, sichtbar zu machen und in die Lehre einzubinden. Mit diesem Ziel baut die von Judith Blume, Dr. Vera Hierholzer und Dr. Lisa Regazzoni geleitete Gruppe, der Studierende verschiedener Fächer angehören, derzeit eine Online-Plattform auf. Diese bietet grundlegende Informationen zu den Sammlungen der verschiedenen Fachbereiche. Im Mittelpunkt stehen die Objekte selbst: Die Studierenden verfassen auf Basis der theoretischen Vorarbeit in der Studiengruppe und mit Unterstützung der Sammlungskuratoren »Objekterzählungen« zu herausragenden und typischen Objekten und vermitteln den Besuchern so einen Eindruck von der Vielfalt der Bestände. Die Seite wird Anfang 2013 freigeschaltet und sukzessive vervollständigt. Außerdem plant die Studiengruppe eine Ausstellung zum Universitätsjubiläum 2014.



Weitere Informationen:
www.fzhg.org/front_content.php?idart=125

www.skandinavistik.uni-frankfurt.de/Edda-Sammlung/index.html

Mit Beileidskarten wie dieser kondolierte die NSDAP den Angehörigen Gefallener. Unter Adler und Hakenkreuz ist eines der bekanntesten Eddazitate zu lesen, das auf die im Kontext des Ersten Weltkriegs entstandene Übersetzung des Liedes *Hávamál* durch Felix Genzmer zurückgeht und die altnordische Vorlage in zeittypischer Weise heroisch interpretiert. Bis heute gehört die Formel von »der Toten Tatenruhm« fest zur rechtsradikalen Symbolwelt.



sche Mythen im Heavy Metal wurde eine umfangreiche Sammlung von einschlägigen CDs angelegt.

Objekte der Alltagskultur und illustrierte Bücher

Ungewöhnlicher für eine – zumal philologisch verankerte – Universitätsammlung sind die zahlreichen Objekte der Alltagskultur, die für Untersuchungen zu nordischen Mythen in Werbung und Propaganda und für eine Studie über die Aktualisierung eddischer Stoffe im Kontext religiöser Neubildungen wie dem neugermanischen Heidentum an der Wende des 19. zum 20. Jahrhundert hinzukamen. Zu den Alltagsobjekten gehören beispielsweise Reklamesammelbilder aus der Zeit um 1900, die nordische Götter und eddische Mythen präsentieren (S. 32f.), Bierdosen der dänischen Marke »Odin«, Werbung für die Hitler-Jugend-Uniform »Baldur« oder für die 1854 gegründete, noch heute existierende deutsche »Iduna«-Versicherung, Rasierklingen der US-amerikanischen Marke »Thor«, Runenorakel und zahlreiche Postkarten, auf denen die Götter Odin, Thor und Heimdall erhalten müssen, um die ideologischen Interessen diverser politischer Vereinigungen zu vertreten.

Die bei Weitem größte Objektgruppe der Sammlung besteht indessen aus Büchern: Edda-Ausgaben, Edda-Übersetzungen in verschiedenen Sprachen, diversen Formen literarischer Adaptionen nordischer Mythen



In der Produktwerbung finden die nordischen Götter international Verwendung, vor allem (aber nicht nur) in den Jahrzehnten um 1900. Dies belegen unter anderem die seinerzeit weit verbreiteten Reklame- und Anlassmarken, hier Beispiele aus den Niederlanden und aus Dänemark. Darauf wirbt der Gott Thor für eine Elektrizitätsausstellung, die 1910 in Nijmegen stattfand; die Göttin Gefion findet sich mit ihrem Ochsengepann auf einer Marke der Handelsvereinigung »Dansk arbejdet« (»Dänische Arbeit«) wieder, die außerdem die »klassischen« Symbole für das Handwerk und die industrielle Arbeit, Hammer und rauchende Fabrikschornsteine, zeigt; der Gott Heimdall macht vor der Silhouette Kopenhagens Reklame für dänische Füllfederhalter.

Mit den individuellen Forschungsvorhaben der Projektbeteiligten – exemplarischen Studien zur Rezeption der nordischen Götter- und Heldensage in Literatur, bildender Kunst, Religion, Musik und Alltagskultur der Moderne – begann eine Phase der zielgerichteten Ergänzung der Edda-Sammlung: Gesammelt wurde nun, was konkret Gegenstand dieser Untersuchungen war oder – auch durch das Sammeln – wurde. So ist etwa der Bestand an illustrierten Büchern aus dem Themenbereich der nordischen Mythologie für eine (inzwischen abgeschlossene) Dissertation über die nordischen Mythen in der Buchkunst erheblich ausgebaut worden, und für eine musikwissenschaftliche Studie über nordische



In den Marvel-Comics fungiert Thors missgünstiger Stiefbruder Loki (hier aus *Journey into Mystery* 83, August 1962) über Jahrzehnte hinweg als dessen wichtigster Gegenspieler und Hauptschurke. Zuletzt ist er in dieser Rolle in den Verfilmungen *Thor* (2011) und *The Avengers* (2012) zu sehen – bis heute mit seinem markanten Hörnerhelm, der an eine Inkarnation des Teufels denken lässt.

„Aegir-Schüssel“. — Eine längliche, etwas tiefe Schüssel mit breitem Rande wird mit sehr klarem, hellem Aspik gefüllt, die „Fluthen“ darstellend, in denen ein prächtiger blau gefochter Hal oder Karpfen schwimmt. Ueber diesem schwebt an einem Silberpieß ein Hummer. Den Rand der Schüssel garniren kleine Ragout-Muscheln, deren jede drei Austern enthält. Dazwischen werden nach innen Citronenviertel, nach außen kleine Büschel von breitblättriger Kresse als „Schiff“ gelegt. Man reicht eine Mayonnaise-Sauce dazu.

Skurriles zum Nachkochen: Die Aegir-Welle schwappte bis in die Küchen der wilhelminischen Bürger. »Fluthen« ist ein Zitat aus dem *Sang an Aegir* (»O Aegir, Herr der Fluten / dem Nix und Neck sich beugt«). Aus: *Sophia. Tausend Recepte für Küche und Haus, Gesundheits- und Körperpflege*. Berlin 1897, S. 1.

und einem umfangreichen Bestand an wissenschaftlicher Literatur zu den eddischen Texten und zu ihrer Rezeption. Das älteste Buch der Sammlung stammt aus dem 17. Jahrhundert, das ungewöhnlichste ist von Hand geschrieben: eine vermutlich um 1800 entstandene isländische Edda-Handschrift – eines von etwa 170 bekannten Büchern dieser Art –, die mit einem Teilnachlass des deutschen Edda-Übersetzers Felix Genzmer (1878–1959) nach Frankfurt gelangte (S. 34).

Noch unerforscht: Die Ikonografie der nordischen Götter und Helden

Als unerwartet groß erwies sich die Zahl von Darstellungen nordischer Götter- und Heldensagen im Bild. Wo immer es möglich ist, werden auch solche Zeugnisse gesammelt, etwa in Form von Grafikmappen und illustrierten Büchern, aber auch beispielsweise in Reklame- und Propagandabildern oder Comics (einige Beispiele auf S. 36). Zugleich entsteht eine umfassende Sammlung digitaler Reproduktionen von Edda-Bildern – Gemälden, Grafiken, Skulpturen, Illustrationen, Werbung und Ähnlichem. Sie bildet einen Ausgangspunkt für die Erforschung der bislang noch fast gänzlich unbearbeiteten Ikonografie nordischer Mythen, die zumal in der Frühzeit der bildlichen Darstellungen erst um eine Emanzipation von der Bildsprache der klassizistischen Vorbilder ringen musste (vgl. Chodowieckis Darstellung S. 33).

Zukunftspläne

Soll dieses Potenzial der Edda-Sammlung der Forschung nicht verloren gehen, gilt es, die Sammlung zu

Literatur

<p>Katja Schulz und Florian Heesch (Hrsg.) »Sang an Aegir.« <i>Nordische Mythen um 1900</i> Heidelberg 2009 (= Edda-Rezeption, 1).</p> <p>Katja Schulz (Hrsg.) <i>Eddische Götter und Helden</i>.</p>	<p><i>Milieus und Medien ihrer Rezeption/Ed-dic Gods and Heroes. The Milieus and Media of Their Reception</i> Heidelberg 2011 (= Edda-Rezeption, 2).</p> <p>In Vorbereitung ist die Publikation</p>	<p>eines Lexikons, in dem das Nachleben der nordischen Mythologie und Heldensage – Stoffe, Mythen, Kontexte und wichtige Vertreter – überblicksartig erfasst wird.</p>
---	---	--



Etikett des Camemberts »Valkyrie« aus der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Durchmesser 11 cm. Die Walküre soll dem Verbraucher den – ursprünglich aus der Normandie stammenden – Camembert wohl als ein »frisches« Produkt aus dem Norden schmackhaft machen.

institutionalisieren und ihr Auseinanderfallen zu verhindern, das mit dem Auslaufen der gegenwärtig geförderten Projekte droht. In einem im Antragsstadium befindlichen Anschlussprojekt sollen Informationen über den Bestand der Sammlung ebenso wie die von der Frankfurter Edda-Forschung erhobenen Daten in einem multimedialen Forschungsportal online veröffentlicht werden. Besonders schön wäre es, wenn sich über kurz oder lang eine Ausstellung über die nordische Mythologie und Heldensage und ihr Fortleben bis in unsere Gegenwart realisieren ließe. ◆

Die Autorinnen



Prof. Dr. Julia Zernack, 50, Direktorin des Instituts für Skandinavistik und Leiterin des DFG-Projekts Edda-Rezeption, hat Skandinavistik, Slavistik und Geschichte studiert. Seit 2001 ist sie an der Goethe-Universität Professorin für Skandinavistik. Zu ihren Arbeitsgebieten gehören die mittel-

alterliche Literatur und Kultur Skandinaviens und vor allem Islands, deren Rezeption in der Neuzeit, die neuere skandinavische Literatur sowie die Wissenschaftsgeschichte.

Dr. Katja Schulz, 47, hat in Kiel und Bergen Skandinavistik, Germanistik und Jura studiert und ist seit 1994 Mitautorin des Frankfurter Edda-Kommentars. Von 1998 bis 2007 war sie wissenschaftliche Mitarbeiterin am Skandinavischen Seminar der Universität Göttingen. Nach einer Dissertation über Riesen in der alt-nordischen Literatur hat sie das Projekt Edda-Rezeption von Beginn an mit entwickelt.



zernack@em.uni-frankfurt.de
k.schulz@em.uni-frankfurt.de

»Sie nähren unmittelbar, wie der Honig, süß und sättigend, ohne irdische Schwere ...«

Vom unaufhaltsamen Aufstieg des Grimm'schen Märchenideals im Biedermeier



Im Dezember des Jahres 1812 erschien der erste Band der »Kinder- und Hausmärchen. Gesammelt durch die Brüder Grimm«, so der Wortlaut des Titels. Doch was Jacob und Wilhelm Grimm als reine »Volkspoesie« darboten, war ihr literarisches Kunstwerk. Warum entfalteten diese Märchen in der Epoche des Biedermeier so eine enorme Anziehungskraft für Erwachsene? Warum lagen die reich illustrierten Bücher bald unter jedem Weihnachtsbaum?

von Hans-Heino Ewers

Um diese Märchensammlung, weltweit eines der bekanntesten Werke der deutschen Literatur, ist im Laufe der Zeit ein Mythos gesponnen worden, der lange Zeit den Blick auf die tatsächlichen Umstände ihrer Entstehung verschleiert hat. Es bedurfte einer Jahrzehnte währenden philologischen Forschungsarbeit, um den wahren Charakter dieser Sammlung herauszustellen und deren dichterische Qualität zu würdigen. Große Teile der Öffentlichkeit und des Publikums halten immer noch an der lieb gewordenen Vorstellung fest, nach der die Brüder Grimm durch die deutschen Lande gezogen seien und dem einfachen Volk die Märchen abgelauscht hätten.

Als junge Studierende der Jurisprudenz in Marburg gerieten Jakob und Wilhelm Grimm in Kontakt mit Clemens Brentano, der sie für sein gemeinsam mit Achim von Arnim gestartetes Projekt der Sammlung

altdeutscher Lieder einspannte. Die Herausgeber der Liedersammlung »Des Knaben Wunderhorn« planten eine Fortsetzung ihrer Sammeltätigkeit, die sich nun auf altdeutsche Märchen und Sagen beziehen sollte. Bereits 1810 sandten die Brüder Grimm an Brentano ein Konvolut mit gut 50 Märchennotationen, die seit ihrer Wiederentdeckung im 20. Jahrhundert als die »Urfassung der Grimm'schen Märchen« firmieren. Als sich ein Scheitern des Brentano'schen Märchenprojektes abzeichnete, überredete Achim von Arnim die Grimms, die vor und nach 1810 gesammelten Märchen selber zu publizieren.

**Authentisches »Volksmärchen«
oder willkürliches »Kunstmärchen«**

Nach 1810 distanzieren sich die Brüder Grimm von der Märchenarbeit Brentanos und begannen, eigene



Eines der zahlreichen Porträts, die Ludwig Emil Grimm von seinen Geschwistern zeichnete, zeigt seinen Bruder Jacob im Alter von 29 Jahren in dessen Studierzimmer.

persönliche Handschrift seiner Verfasser trägt. Die Brüder Grimm haben den aufgelesenen Geschichten zuallererst Poesie eingehaucht und ihnen damit eine ungeahnte Wirkungsgeschichte beschert. Der Erfolg der »Kinder- und Hausmärchen« dürfte sich nicht einer wie immer gearteten Treue in der Wiedergabe volksläufigen Erzählguts verdanken, sondern im Gegenteil der notorischen Untreue in der Bearbeitung dieser Stoffe. Die Volkserzählungen wären in ihrer tatsächlichen Gestalt für die literarische Kultur des 19. und 20. Jahrhunderts ungenießbar: zu flach, zu vulgär, zu ordinär, zu drastisch, zu zotig, zu unbotmäßig. Den bürgerlichen Schichten konnte man nur mit Märchen kommen, die lediglich dem Schein nach aus dem einfachen Volk abgelauscht waren, in Wahrheit aber gutbürgerlichen Geschmacksvorstellungen folgten.

Die romantische Verklärung des Märchens

Die Brüder Grimm waren davon überzeugt, dass Märchen »uns die Vorzeit als einen frischen und belebenden Geist nahe (brächten)«. Darum müsse »ihr Grund sehr alt sein, bei einigen wird es [...] für beinahe drei Jahrhunderte besonders bewiesen; es ist aber außer Zweifel, daß sie noch gar viel älter sind, wenn auch Mangel an Nachrichten direkte Beweise unmöglich macht«. Für die Gegenwart besäßen die Märchen den Charakter einer göttlichen Offenbarung, seien sie doch »gewiß aus jener Quelle gekommen, die alles Leben be-

Sammel- und Bearbeitungsprinzipien zu formulieren. In der Vorrede zu den »Kinder- und Hausmärchen« von 1812 heißt es:

»Wir haben uns bemüht, diese Märchen so rein als möglich wahr aufzufassen [...]. Kein Umstand ist hinzugedichtet oder verschönert und abgeändert worden, denn wir hätten uns gescheut, in sich selbst so reiche Sagen mit ihrer eigenen Analogie oder Reminiszenz zu vergrößern, sie sind unerfindlich. In diesem Sinne existiert noch keine Sammlung in Deutschland [...].«

Damit war eine Polarität in die Welt gesetzt, die noch heute vielen als unumstößlich gilt: die nämlich zwischen authentischen »Volksmärchen« auf der einen, beliebigen »Kunstmärchen« auf der anderen Seite. Die zeitgenössischen Verfasser von Kunstmärchen könnten es, so der Grimm'sche Vorwurf, »nicht lassen, Manieren, welche die Zeitpoesie gab, hineinzumischen«, wodurch das »wahre« Märchen verunstaltet würde. Ihre eigene Veröffentlichung suchten die Grimms deshalb, als rein volkskundliche Sammlung von den literarischen Märchenpublikationen ihrer Zeit scharf abzusetzen. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts wurde der volkskundliche Wert der »Kinder- und Hausmärchen« wenn nicht angezweifelt, dann doch relativiert, wie beispielsweise in der volkskundlichen Studie von Walter Berendsohn.

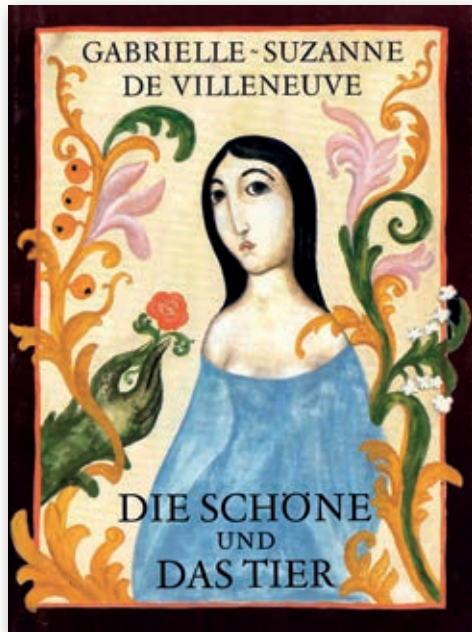
Die Grimm-Philologie der letzten Jahrzehnte hat minutiös nachweisen können, in welchem Maße wir es bei den »Kinder- und Hausmärchen« – zumindest ab der zweiten Auflage von 1819 – mit einem literarischen Werk zu tun haben, das in eminenten Weise die



Bei der Bebilderung der Kinder- und Hausmärchen folgte Ludwig Emil Grimm weitgehend den Intentionen seines Bruders Wilhelm, den er 1822 im Alter von 36 Jahren in dieser Bleistiftzeichnung porträtierte.

taut«. Darüber hinaus liege »[...] in diesen Volks-Märchen [...] lauter urdeutscher Mythos, den man für verloren gehalten«. Das Volk glaube noch uneingeschränkt an die Wirklichkeit des Märchenwunders, das deshalb nicht ironisiert, sondern ernst genommen werden müsse. Wir haben es hier mit einer Märchenauffassung zu tun, die aus der spätromantischen Weltanschauung und Geschichtsphilosophie abgeleitet ist. Die Brüder Grimm haben ihre Theorie nicht aus dem vorgefundenen Material abstrahiert, sondern umgekehrt das Mate-

Das Märchen *Die Schöne und das Tier* erschien zuerst 1740 in Gabrielle-Suzanne de Villeneuves Märchenarabeske *La jeune américaine, et les contes marins*. Später wurde es von Jeanne-Marie Leprince de Beaumonts bearbeitet und in der Zeitschrift *Magasin des enfants, ou dialogues entre une sage gouvernante et plusieurs de ses élèves* verbreitet. [De Villeneuve, Gabrielle-Suzanne *Die Schöne und das Tier*. Illustrationen von Irmhild und Hilmar Proft. Berlin: Der Kinderbuchverlag, Berlin 1981]



Ihre Feenmärchen veröffentlichte Marie Catherine d'Aulnoy zu Lebzeiten unter dem Pseudonym Mme D'. Unter diesen waren sowohl Bearbeitungen von Texten des italienischen Schriftstellers Gian Francesco Straparola als auch eigens erdachte Märchen. [Französische Feenmärchen der Madame d'Aulnoy, Illustrationen von Albín Brunovský, Verlag Werner Dausien, Hanau 1982]

rial mehr oder weniger behutsam so umzuformen versucht, dass es mit ihrer Theorie übereinstimmte.

Die Märchenpoetik der Brüder Grimm wie der Romantik im Allgemeinen stellte einen Bruch mit allen vorausgegangenen Märchenauffassungen dar. So ist es nur verständlich, dass die Romantiker glaubten, als Erste das wahre Wesen des Märchens erkannt und damit eine Blütezeit dieser Erzählgattung eingeleitet zu haben. Auf die früheren Epochen der Gattungsgeschichte blickten sie mit Geringschätzung herab. Dabei wäre man durchaus berechtigt, die beiden vorausgegangenen Jahrhunderte als die eigentliche Hoch- und Glanzphase der europäischen Märchenovellistik zu bezeichnen.

Für eine kleinformatige Buchreihe des Winkelmann Verlags (erschienen um 1843) illustrierte Theodor Hosemann die drei Grimm'schen Märchen *Rotkäppchen*, *Aschenputtel* und *Schneewittchen*. Für die Lithografien der ersten Ausgabe von *Aschenputtel* zeichnete er die Illustrationen selbst auf Stein und kolorierte auch die späteren Probedrucke mit eigener Hand.

Grimms Abkehr von den europäischen Feenmärchen

Das Publikum des aufgeklärten und angeblich so märchenfeindlichen 18. Jahrhunderts war geradezu auf Märchen versessen: Die Feenmärchen und die Märchen aus »Tausendundeine Nacht« waren in fast allen europäischen Ländern die populärsten Literaturgattungen. Bei den europaweit dominierenden Feenmärchen haben wir es in erster Linie mit Liebes- und Heiratsgeschichten zu tun, in denen Jenseits-Gestalten – zumeist gute oder böse Feen – eine wichtige Rolle spielen und die Liebespartner eine Fülle von Hindernissen zu überwinden und zahlreiche Proben zu bestehen haben, ehe sie sich vereinigen dürfen. Seltsamerweise kommt dieser zentrale Inhalt, wie er für die Feenmärchen des 18. Jahrhunderts und schon die italienische Märchenovellistik des 17. Jahrhunderts charakteristisch war, in der Märchentheorie der Brüder Grimm nicht zur Sprache.

Dies mag daran liegen, dass die Grimms in ihre Märchensammlung eine Reihe weiterer Geschichtentypen aufgenommen haben, in welchen die Heirat keine oder nur eine marginale Rolle spielt. Zu denken wäre etwa an Schwankerzählungen nach Art von »Tischlein deck dich« (KHM 36), »Bruder Lustig« (KHM 81), »Die sieben Schwaben« (KHM 119) oder »Das Märchen vom Schlaraffenland« (KHM 158) oder an Tierschwänke wie »Katze und Maus in Gesellschaft« (KHM 2), »Die Bremer Stadtmusikanten« (KHM 27) oder »Der Wolf und die sieben Geißlein« (KHM 195). Auf die vorausgegangene europäische Märchenovellistik lassen sich also nur die Märchen mit zentraler Liebes- und Heiratsfabel beziehen – wie »Der Froschkönig« (KHM 1), »Die zwölf Brüder« (KHM 9), »Brüderchen und Schwesterchen« (KHM 11), »Allerleirauh« (KHM 65) sowie Märchen nach literarischen Vorlagen wie »Rapunzel« (KHM 12), »Dornröschen« (KHM 50), »Aschenputtel« (KHM 21) oder »Jorinde und Joringel« (KHM 69).

Die Grimm'schen Geschichten blieben örtlich und zeitlich unbestimmt, vermittelten aber den Eindruck, in einer fernen Vergangenheit zu spielen. Demgegenüber stellten die Feenmärchen in der Mehrzahl Gegenwartserzählungen dar. Wir haben es überwiegend mit im höfischen oder adeligen, teils aber auch



Im Gegensatz zu vielen seiner Zeitgenossen schuf Johann Peter Lyser keine idyllisierten Märchen-Illustrationen. Wahrscheinlich erfuhr er deshalb von seinen Zeitgenossen nur wenig Anerkennung. Erst um die Jahrhundertwende, als karikatureske oder groteske Darstellungen im Bereich der Märchenillustration beliebter wurden, machten seine Illustrationen auf sich aufmerksam. [Johann Peter Lyser *De Swienegel als Wettrenner*. Hoffmann & Campe, Hamburg 1853]

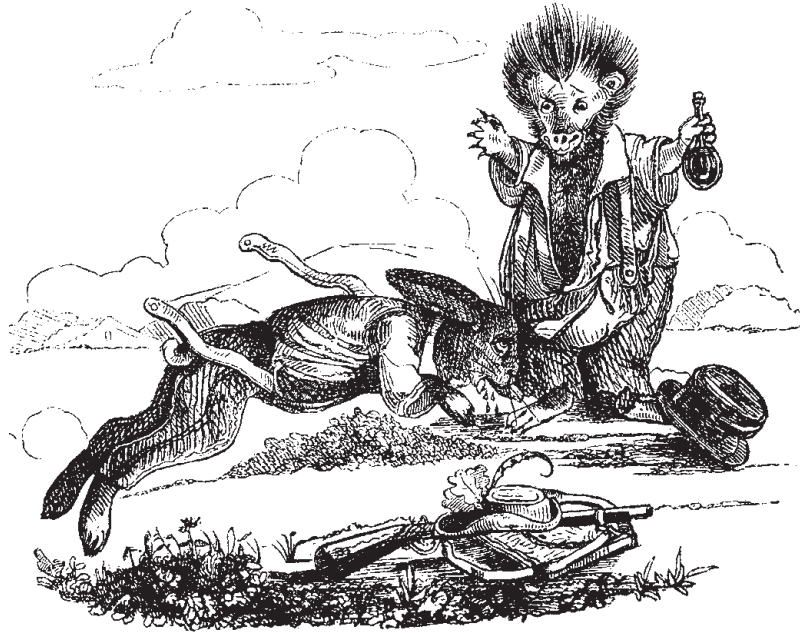
im wohlhabenden bürgerlichen Milieu angesiedelten Erziehungs-, Liebes- und Heiratserzählungen größeren Umfangs zu tun, in welchen die zeitgenössischen kontroversen Erziehungs-, Geschlechter- und Heiratsdiskurse aufgegriffen wurden. Da es sich zu einem beträchtlichen Teil um Frauenliteratur handelte, dienten die Feenmärchen oft der Propagierung neuer Liebesideale. Dabei wurden die erotischen und sexuellen Aspekte keineswegs ausgespart. Selbst politische Themen werden aufgegriffen: Prinzipien eines aufgeklärten Absolutismus wurden gegen verschwenderische Prachtentfaltung und zerstörerische Kriegsführung ins Feld geführt. In den Grimm'schen Märchen sind alle expliziten Bezüge auf entwickelte gesellschaftliche und politische Verhältnisse getilgt. Es erstaunt einen immer wieder, mit welcher Chuzpe die Brüder Grimm eine der großen Epochen der europäischen Märchennovellistik geradezu verächtlich machten und nachhaltig diskreditierten.

»Ein eigentliches Erziehungsbuch« – Zweifel an der einzig wahren Kinderlektüre

Die Brüder Grimm waren davon überzeugt, dass die Märchen von kindlicher Geistesart seien. »Die Märchen also sind teils durch ihre äußere Verbreitung, teils ihr inneres Wesen dazu bestimmt, den reinen Gedanken einer kindlichen Weltbetrachtung zu fassen, sie nähren unmittelbar, wie die Milch, mild und lieblich, oder der Honig, süß und sättigend, ohne irdische Schwere [...]«. Ein nur flüchtiger Blick auf die Märchennovellistik und vermutlich auch das mündliche Erzählgut der vorausgehenden Epochen lässt diese Behauptungen geradezu als abwegig erscheinen. Die kühne These von der kindlichen Geistesart des Märchens wurde noch überboten durch die Erhebung des Märchens zur einzig wahren Kinderlektüre. Die Grimms erhofften sich, dass aus ihrer Sammlung auch »ein eigentliches Erziehungsbuch [...] werde«. So mancher Zeitgenosse dürfte entsetzt gewesen sein, galten vielen doch die Märchen als vergleichsweise anzügliche Literatur, wenn nicht gar als erotische Dichtung. Auch der erste Praxistext ging daneben: Aus der Familie Achim von Arnims schallte es zurück, dass die »Kinder- und Hausmärchen« als Kinderlektüre völlig ungeeignet seien.

So sahen sich die Grimms zum Nachgeben gezwungen. In der Vorrede zum zweiten Band von 1815 gaben sie offen zu, dass »eingewendet worden (ist), daß doch eins und das andere in Verlegenheit setze und für Kin-

Die Illustrationen Viktor Paul Mohns sind auf eine Darstellung des Märchengeschehens in heimischen Landschaften ausgerichtet. Das Märchenschloss, das durch die Bäume im Hintergrund zu erkennen ist, erinnert an eine Burg, wie man sie am Rhein finden kann. [Viktor Paul Mohn *Kinder-Märchen: in neuer, sorgfältiger Auswahl gesammelt durch die Brüder Grimm*. Loewe Verlag, Stuttgart 1894]



der unpassend oder anstößig sei [...] und Eltern es ihnen geradezu nicht in die Hände geben wollten«. Die Einwände seien nur in Einzelfällen berechtigt. Mit der zweiten Auflage von 1819 fügten sich die Grimms den Erwartungen des bürgerlichen Publikums auf ganzer

Brüderchen und Schwesterchen.



Brüderchen nahm sein Schwesterchen an der Hand und sprach: „Seit die Mutter tot ist, haben wir keine gute Stunde mehr; die Stiefmutter schlägt uns alle Tage, und wenn wir zu ihr kommen, stößt sie uns mit den Füßen fort. Die harten Brotkrusten, die übrig bleiben, sind unsere Speise, und dem Hündlein unter dem Tisch geht's besser: dem wirft sie doch manchmal einen guten Bissen zu. Daß Gott erbarm, wenn das unsere Mutter wüßte! Kommt, wir wollen miteinander in die weite Welt gehen.“

Sie gingen den ganzen Tag über Wiesen, Felder und Steine, und wenn es regnete, sprach das Schwesterchen: „Gott und unsere Herzen, die weinen zusammen!“ Abends kamen sie in einen großen Wald und waren so müde von Jammer, Hunger und dem langen Weg, daß sie sich in einen hohlen Baum setzten und einschließen.

v. P. Mohn.



Carl Offterdinger – Schüler des Malers Heinrich von Rustige – blieb Zeit seines Lebens einem spätromantisch-idyllischen Malstil treu. Von Veränderungen im Bereich der Kunst um die Jahrhundertwende, wie Impressionismus oder Jugendstil, blieb er unbeeindruckt. [Illustration von Carl Offterdinger zu *Tischlein deck' dich, Esel streck dich und Knüppel aus dem Sack*, Loewe Verlag o. J., Leipzig 1872]

Linie: »Dabei haben wir jeden für das Kinderalter nicht passenden Ausdruck in dieser neuen Auflage sorgfältig gelöscht.« Was die Märchen mit Liebesfabel betrifft, änderten die Brüder Grimm deren zentrale Aussagen. Von Auflage zu Auflage erschienen die Märchenheldinnen und -helden jünger und kindlicher, ihre erotischen Liebeshandlungen modelten die Grimms zu »unschuldigem« kindlichen Agieren um, und Heiratsfeiern verliehen sie den Zuschnitt von Kinderfesten.

Zeitlose Märchen – Ausstiegsszenarium für Zivilisationsmüde

Dass die Brüder Grimm mit ihren »Kinder- und Hausmärchen« Epoche gemacht haben, steht außer Frage. Sie waren davon überzeugt, mit ihrem neuen Märchenideal das ursprüngliche Wesen des Märchens erfasst zu haben. Von diesem hatte sich nach ihrer Auffassung die europäische Märchenovellistik der letzten Jahrhunderte mehr und mehr entfernt. Allen von ihrem Ideal abweichenden Märchendichtungen sprachen sie die Berechtigung ab, als Märchen aufzutreten.

Der unaufhaltsame Aufstieg des Grimm'schen Märchenideals ging einher mit einem vollständigen Austausch der Lesergratifikationen. Die Märchenlektüre bot von nun an erwachsenen Lesern, um die es im Folgenden gehen soll, einen ganz anderen Genuss.

Die Märchenovellistik des 17. und 18. Jahrhunderts war für Erwachsene attraktiv als Spiegel der jeweils zeitgenössischen gesellschaftlichen Verhältnisse, als Reflexion der jeweils herrschenden unterschiedlichen Vorstellung von Familie, Geschlechterrollen, Erziehung, Erotik, Sexualität, Liebe und Heirat, teils auch der unterschiedlichen Moralvorstellungen und Staatsauffassungen. All diese Themen wurden mit einer teils belustigenden, teils didaktischen Überzeichnung, gelegentlich auch in satirischer Zuspitzung dargeboten. Übertreibungen signalisierten die Unwahrscheinlichkeit des dargestellten Wunderbaren, der Magie und des Zauberes, die nicht ernst gemeint waren, sondern durchgängig ironisiert wurden. Kein erwachsener Leser musste sich bei der Lektüre der aufgeklärten Feenmärchen verstellen, keiner kindlich und naiv tun; vielmehr konnte sich ein jeder in der Märchenlektüre als aufgeklärter Zeitgenosse erfahren.

Indem die Brüder Grimm alle Bezugnahmen auf die entwickelten gesellschaftlichen Verhältnisse ihrer Gegenwart, alle »Manieren, welche die Zeitpoesie gab«, aus dem Märchen verbannt haben, lautet die Maßgabe für die Lektüre, im Märchen nicht nach Reflexen der entwickelten Zivilisation, sondern allein nach Widerspiegelungen einer fernliegenden Vergangenheit zu suchen. Attraktiv dürfte ein solches Angebot für Leser

Literatur

Röllerke, Heinz (Hrsg.) <i>Es war einmal: Die wahren Märchen der Brüder Grimm und wer sie ihnen erzählte</i> Illustrationen von Albert Schindenhütte, Die andere Bibliothek, Frankfurt 2011.	u. a. (Hrsg.) <i>Faszinierende Märchenwelt. Das Märchen in Illustration, Theater und Film</i> Schriftenreihe der Deutschen Akademie für Kinder- und Jugendliteratur, Bd. 39, Baltmannsweiler 2011.	Freyberger, Regina <i>Märchenbilder - Bildermärchen. Illustrationen zu Grimms Märchen</i> 1819–1945 Oberhausen 2009.	he Ringvorlesungen der Märchen-Stiftung Walter Kahn, Bd. 3, Baltmannsweiler 2005.	Röllerke, Heinz <i>Die Märchen der Brüder Grimm: eine Einführung</i> Reclams Universal-Bibliothek, Nr. 17650, Stuttgart 2004.	<i>Grimmschen Märchen synoptisch vorgestellt und kommentiert</i> Trier 2004, 2. verb. Aufl.
Kurt Franz, Claudia Maria Pecher	Gundel Matzenklotz und Kristin Wardetzky (Hrsg.) <i>Metamorphosen des Märchens</i> Schriftenreihe	Röllerke, Heinz »Alt wie der Wald«: <i>Reden und Aufsätze zu den Märchen der Brüder Grimm</i> Trier 2006, 2. Aufl. 2010.	Röllerke, Heinz <i>Die Märchen und ihre Quellen: die literarischen Vorlagen der</i>	Uther, Hans-Jörg <i>Handbuch zu den »Kinder- und Hausmärchen« der Brüder Grimm: Entstehung–Wirkung– Interpretation</i> Berlin u. a. 2008.	

sein, die mit dem eigenen Zeitalter unzufrieden sind und die gleichzeitig unter der Kompliziertheit ihrer Lebensverhältnisse leiden, die also ein Stück weit zivilisationsmüde sind.

Die in den Märchen à la Grimm angeblich noch greifbare Vorzeit soll auch durch eine metaphysische Geborgenheit gekennzeichnet sein. Die Lektüre von Märchen als einer vermeintlich heiligen Poesie der Vorzeit dürfte damit eine Anziehungskraft für Erwachsene entfalten, die sich mit der fortgeschrittenen Säkularisierung ihrer Gegenwart schwer tun und unter metaphysischer Obdachlosigkeit leiden. Das ziemlich haarsträubende Versprechen der Grimms, in ihren Märchen die besterhaltenen Überreste des altdeutschen Mythos anzutreffen, dürfte sie zu einem verlockenden Lektüreangebot für Erwachsene machen, die sich nach einer stabilen nationalen Identität sehnen und diese aus der Tiefe der Geschichte meinen herleiten zu können. Als rein und unschuldig angepriesen, dürften diese Märchen eine Attraktivität für solche Erwachsene erlangen, die entweder mit ihrer eigenen Sexualität hadern oder unter den Sexualnormen der Gesellschaft leiden und sich deshalb nach einem asexuellen Dasein zurücksehnen. Hier verwandeln die Brüder Grimm die ehemals wohl erotischste aller Erzählgattungen in ein probates Mittel der Flucht des Erwachsenen vor der eigenen Sexualität.

Alle mit den Märchen Grimm'scher Art verbundenen neuen Leserfunktionen lassen sich in einem Satz zusammenfassen: Dem Erwachsenen machen sie das Angebot, für eine Weile in die Kindheit zurückzukehren. Der wehmütige Rückblick auf eine vormoderne Vergangenheit, die Sehnsucht nach Einfachheit der menschlichen Beziehungen, nach metaphysischer



Für die 1825 im Verlag Reimer erschienene kleine Ausgabe der Kinder- und Hausmärchen fertigte Ludwig Emil Grimm sieben Bilder an. Die damals von ihm illustrierten Erzählungen zählen noch heute zu den beliebtesten und populärsten Grimm-Märchen.

Der Autor



Prof. Dr. Hans-Heino Ewers, 63, lehrt und forscht seit 1989 als Professor für Germanistik/Literaturwissenschaft mit dem Schwerpunkt Kinder- und Jugendliteratur an der Goethe-Universität. Seit 1990 ist er Direktor des Instituts für Jugendbuchforschung, das mit zahlreichen Publikationen, Kongressen und Ausstellungen immer wieder für

Aufmerksamkeit weit über den deutschen Sprachraum hinaus sorgt. Im Sommersemester 2012 verantwortete er gemeinsam mit Dr. Claudia Pecher eine Vorlesungsreihe im Programm der Frankfurter Bürgeruniversität, die unter dem Thema »Märchen – (k)ein romantischer Mythos?« stand und an den 200. Geburtstag der »Kinder- und Hausmärchen« der Brüder Grimm erinnern sollte. Die Vorträge stießen bei Wissenschaftlern wie bei interessierten Laien auf große Resonanz; sie trugen einerseits zur »Entzauberung« der immer noch weitverbreiteten Märchenklischees bei, würdigten dafür aber die Grimm'schen Märchen als eines der großen literarischen Kunstwerke deutscher Sprache. Zu den Schwerpunkten seiner Forschungen zählen in jüngster Zeit Fantastik und Fantasy sowie neue zeitgeschichtliche Jugendliteratur zu aktuellen kriegerischen Konflikten, zum Terrorismus und zu (atomaren) Umweltkatastrophen.

ewers@em.uni-frankfurt.de

Geborgenheit, der Reiz eines naiven Wunderglaubens und einer umfassenden Naturbelebung, die Faszination eines Daseins jenseits von Sexualität und Triebhaftigkeit – all dies sind Bestandteile des modernen Kindheitskults der bürgerlichen Mittelschichten, der sich in der Epoche des Biedermeier auszubreiten beginnt.

Grimms Märchen und der weihnachtliche Bescherungskult

Damit einher geht die Etablierung von Weihnachten als dem kindzentrierten Familienfest schlechthin – mit einem fein illustrierten Märchenbuch als unerlässlichem Bestandteil der Bescherung. Sie benötigen für ihre Märchensucht einen Entschuldigungsgrund, den sie darin finden, dass diese Literatur ja doch die ideale Kinderlektüre sei. Dass die kindlichen Leser sich die »Kinder- und Hausmärchen« selber und gegen den Willen ihrer Erziehungsberechtigten erobert hätten, wie dies Paul Hazard für die Klassiker der Kinderliteratur behauptet hat, darf man bezweifeln. Dass die Grimm'schen Märchen in beträchtlicher Zahl kindgerechte Geschichten darstellen und dass sie in die Kinderliteratur einen neuen Ton eingebracht haben, ist nicht zu bestreiten. Grimms Märchen sollten deshalb auch heute noch ihren Platz in der literarischen Sozialisation von Kindern behalten, so problematisch sie in mancherlei Hinsicht, etwa in der Zeichnung von Geschlechterrollen, auch sein mögen. ◆

Wenn Rotkäppchen den Wolf heiratet

Grimms Märchen als Manga

von Bernd
Dolle-Weinkauff

Der Froschkönig, der eigentlich eine Prinzessin ist, das Schneewittchen, das sich beinahe in einen niedlichen Feenzwerg verliebt, der narzisstische Hänsel, der Klein-Gretel wegen der betörenden Hexe Hildegard im Wald stehen lässt, der Bishönen-Jüngling Rapunzel, der die sportliche Jungfer Eva schwängert – diese Geschichten und einige andere mehr entstammen dem Universum der japanischen Comics des 21. Jahrhunderts. Die Manga haben mittlerweile begeisterte Leser und Nachahmer selbst im Heimatland der Märchenbrüder gefunden.



■ Für den Fan-Kalender 2010 zeichnete Kei Ishiyama Bildkompositionen im Stil der biedermeierlichen Buchillustration des 19. Jahrhunderts, deren sakrale Ausstrahlung auf ironische Weise mit den fantastisch-frechen Manga-Charakteren kontrastiert. [Keiko Ishiyama *Grimms Manga* Aus dem Jap. von Yuki Kowalski, Bd. 1, Hamburg: Tokyopop 2010 (2. Aufl.).]

Die Märchensammlung der Brüder Grimm ist bereits seit Ende des 19. Jahrhunderts in Japan zunehmend verbreitet – und zwar sowohl in der an Kinder wie auch in der an Erwachsene gerichteten Literatur. Den Anfang machte eine 1887 in Tokio erschienene, mit Farbholzschnitten illustrierte Übersetzung von *Der Wolf und die sieben Geißlein*. Diese Geschichte zählt bis in die Gegenwart zu den bekanntesten in Japan. Auch in den Schulunterricht fanden sie schon kurz nach der Jahrhundertwende Eingang. Die Popularität von Grimms Märchen wuchs mit jeder der seitdem veröffentlichten Übersetzungen und Ausgaben; derzeit sind in japanischer Sprache nicht nur zahlreiche, meist illustrierte Einzelmärchen erhältlich, sondern auch nahezu ein halbes Dutzend Gesamtausgaben. Die Brüder Grimm dürften wohl als die mit Abstand bekanntesten deutschen Literaten in Japan anzusehen sein.

Über die multikulturellen Einflüsse auf japanische Comics

Dass die Stoffe der Grimm'schen Märchen auch in den japanischen Comic Eingang fanden, hängt nicht zuletzt mit dem Wesen des modernen Manga als einer Form der globalisierten Populär- und Jugendkultur zusammen. Was in Deutschland und den anderen westlichen Ländern gegenwärtig als Comic japanischer Herkunft entgegnet, spiegelt häufig amerikanische und europäische Einflüsse wider, die das Resultat der Rezeption in diesen Ländern seit Beginn der 1950er Jahre sind. So gehen etwa die heute als so typisch japanisch geltenden tellergroßen Augen und kindlichen Proportionen auf Disney-Filme und Disney-Comics zurück, die vor über einem halben Jahrhundert in Japan ihren Siegeszug feierten.

Die häufig fantastischen Szenarien der Bildgeschichten greifen umfassend auf Erzählungen, Mythen und Sagen aus unterschiedlichsten Kulturen zurück: Die Manga in der Gegenwart stellen eine üppige Ansammlung von Versatzstücken und Elementen der kulturellen und literarischen Überlieferung im Weltmaßstab dar, die mit eigenkulturellen japanischen Elementen amalgamiert wurde. Dies gilt im Übrigen auch für die artverwandten Zeichentrickfilme – »Anime« ge-

nannt –, wie etwa die vielfach prämierten Werke Hayao Miyazakis, von denen die Frankfurter Japanologin Lisette Gebhardt deshalb sagt, dass sie »eine üppige west-östliche Ausstattung« aufweisen.

Wie in Deutschland und in vielen anderen Ländern auch wurden die Texte der Grimm'schen Märchen in den für Kinder bestimmten Ausgaben entschärft, das heißt: von als erotisch oder violent verstandenen Passagen »gereinigt«. So bearbeitet, waren diese Stoffe aber für die Manga, die sich gerne – in augenzwinkernder Übereinkunft mit ihrer Leserschaft – über allzu enge moralische und pädagogische Einwände hinwegsetzen, wenig interessant. Einen etwas anderen Zugang eröffnete im japanischen Kulturraum 1998 die Veröffentlichung von Misao Kiryus *Grimms Märchen sind eigentlich grausam* (japanisch). Dieser Erzählband bot neue und sehr viel drastischere Lesarten bekannter Grimm'scher Märchen als die bislang gewohnten; sie machten auch vor dem Einsatz von Horror-Motiven nicht halt. Seitdem lässt sich beobachten, wie im Manga verstärkt Erzählungen aus den Kinder- und Hausmärchen aufgegriffen und recht freizügig umgestaltet werden.

Beispiele dafür sind etwa *The Cruellest And Most Beautiful Grimm's Fairy Tales In The World* von Aya Kotokawa u. a. (japanisch 1999) oder Mayumi Aidas *Salacious Prisoner of Grimm's Fairy Tales* (japanisch 2011), die ihren offensiven Umgang mit den traditionellen Stoffen bereits im Titel erkennen lassen. Die *Grimms Manga* von Kei Ishiyama, die der Verlag Tokyopop seit 2007 produziert, holen den kreativ-respektlosen Ansatz der Grimm-Adaption wieder für eine breitere Leserschaft zurück. ❶

Neue Pointen: Figuren, Motive und Handlungen parodistisch verdreht

Grimms Manga kommen nicht als werkgetreue Adaptionen der alten *Kinder- und Hausmärchen* daher, sondern verfahren nach dem Prinzip des »Märchen-Verwirrbuchs«. Diese Bezeichnung brachte der Frankfurter Politologie-Professor und Hobby-Märchenautor Iring Fetscher auf, der den Prototyp dieser Märchen-Lesart mit dem Band *Wer hat Dornröschen wachgeküßt?*



❶ Grübe an die Leser: Postkarte mit Ishiyamas Neu-Kreation des Gestiefelten Katers, mit Autogramm der Autorin.

(1972) mit großem Erfolg vorstellte. In gleicher Weise verfährt Kei Ishiyama, indem sie die Vorlagen mehr oder minder radikal umdeutet, Figuren, Motive und Handlungen parodistisch verdreht und die Erzählungen zu ganz neuen Pointen führt. So wird aus dem *Gestiefelten Kater* ein selbst wandlungsfähiger Katzen-Dämon ❷, *Der Froschkönig* ❸ wie auch *Rapunzel* erfahren eine höchst folgenreiche Geschlechtsumwandlung und das neue *Rotkäppchen* heiratet wahrscheinlich ihren geliebten Wolf. ❹

Der eigentliche Witz dieser Erzählungen besteht jedoch in deren Inszenierung als Mädchen-Comic-Shōjo-Manga – inklusive der genre-typischen Erzählformen und Darstellungsweisen. So zeichnen sich die Geschichten durch höchst rasante Bildfolgen mit dynamischen Layouts aus, die mit gefühlig-ruhigen Passagen wechseln. Die vermenschlichten Tiere werden dabei gründlich nach dem Niedlichkeitsprinzip (japanisch »kawaii«) verformt, und die weiblichen Hauptfiguren erhalten ein Design von zartestem Körperbau und Physiognomien mit den bekannten treuherzigen, tellergroßen Augen. Die wohl auffälligste Neuinterpretation erfahren aber die im deutschen Märchen meist etwas bieder geratenen männlichen Protagonisten: Sie

❸ Geschlechterrollentausch im Froschkönig-Märchen: Entwurfszeichnungen des verspielten Prinzen Matthias (links) und der Froschkönigin, die sich zu »Prinzessin Elisabeth« wandelt (rechts) – nebst »Eisernem Heinrich« als kleinem Krönchen-Monster. [Keiko Ishiyama *Grimms Manga* Aus dem Jap. von Yuki Kowalski, Bd. 2, Hamburg: Tokyopop 2010 (2. Aufl.)].



Literatur

Anne Betz <i>Manga-Märchenstunde</i> In: <i>AnimaniA</i> (2011), H. 8/9, 50–51.	schung 2004/2005 Frankfurt u. a.: Lang 2005, 99–109.	Marburg: FB Gesellschaftswissenschaften, 1977.
Bernd Dolle-Weinkauff <i>Manga – eine Literatur der Globalisierung?</i> In: <i>Kinder- und Jugendliteraturfor-</i>	Yoshiko Noguchi <i>Die Rezeption der »Kinder- und Hausmärchen« der Brüder Grimm in Japan</i> Diss.	Helge Weinrebe <i>Grimms Manga oder Hänsel als Narziss</i> In: <i>Märchenspiegel</i> (2008), H. 3, 17–23.



der Fluch des Schicksals als unscheinbaren Kobold ins Krönchen der Manga-Froschkönigin bannte.

Jugendliche und ihr Vergnügen an schrägen Manga-Versionen

Bei strengen Bewahrern der Märchentradition kommen diese Eskapaden nicht sonderlich gut an. So befürchtet etwa Helge Weinrebe 2008 in einem Beitrag für die Zeitschrift Märchenspiegel, »dass die klassischen Märchen bei dieser Art von Rezeption unter die Räder geraten«. Anstoß erregt bei den Kritikern nicht zuletzt, welche Mühen zu bewältigen sind, um die japanische Leserichtung zu erfassen und die zeichenhafte Bildsprache des Manga zu decodieren, die »dem normalsinnigen, durchschnittlichen Mitteleuropäer« einen »Befremdungseffekt« bescherten. Es sind aber offensichtlich gerade diese Eigenarten des japanischen Comic, die den Märchenstoffen – wie der Erfolg von *Grimms Manga* zeigt – beim jugendlichen Zielpublikum zu neuer Attraktivität verholfen haben. Nicht zu übersehen ist in diesem Kontext überdies, dass es sich um eine ausgesprochen »erwachsene« Form der literarischen Rezeption handelt, setzt das vollendete Vergnügen an den schrägen Manga-Versionen doch eine gute Kenntnis der Grimm'schen Vorlagen voraus. So gelingt es dieser bislang noch ein wenig verkannten, populären Literaturform, ganz ohne literaturdidaktische Schützenhilfe genussvolle intertextuelle Lektüren zu ermöglichen.

Kei Ishiyamas Grimm-Parodien haben mittlerweile Nachfolger in der deutschen Manga-Szene gefunden.



5 Ärger um Rapunzel: Der potente Liebhaber mit dem gigantischen blonden Zopf muss sich der Attacken der Hexe wie auch des unfreiwilligen Schwiegervaters erwehren.[Keiko Ishiyama *Grimms Manga* Aus dem Jap. von Yuki Kowalski, Bd. 1, Hamburg: Tokyopop 2010 (2. Aufl.).]

4 »Wölfchen« macht sich durch fleißige Arbeit beliebt beim Großmütterchen – noch bevor Rotkäppchen Kuchen und Wein bringt. Szene aus Kei Ishiyamas *Rotkäppchen* (2007). [Keiko Ishiyama *Grimms Manga* Aus dem Jap. von Yuki Kowalski, Bd. 1, Hamburg: Tokyopop 2010 (2. Aufl.).]

sind durchgängig geformt nach dem Modell des Bishōnen, des –beinahe unnahbar–schönen Jünglings, das hier in der luziden Gestalt des Märchenprinzen seine höchste Vollendung erreicht.

Wie im Shōjo-Manga generell kommen diese Konzessionen an rosarote Mädchenfantasien nicht ohne den Preis einer ordentlichen Portion Kitsch aus. Gleichwohl bietet sich der Autorin immer wieder Gelegenheit, sowohl die traditionellen Geschichten als auch die Stereotypen der Niedlichkeit und andere Manga-Konventionen ironisch und parodistisch zu durchkreuzen. So werden – nicht nur im Fall von Rotkäppchens Wolf – den schönen Jünglingen immer wieder profane, ja animalische Züge untergeschoben und das weibliche Personal löst nicht selten Zickenalarm aus. Bezeichnend in dieser Hinsicht ist etwa in Ishiyamas *Hänsel und Gretel*-Version die Lesart des Bishōnen Hänsel als eines ausgemachten Narziss (»Hmm Typisch ich. Auch heute sehe ich wieder zum Anbeißen aus«). Nicht unoriginell ist auch die Idee, Rapunzel als Ausweis seiner Männlichkeit mit einem markanten phallischen Requisite – einem ellenlangen Zopf – statt feminin wallender Haarpracht auszustatten. 5 Daneben hält die Manga-Erzählung zahlreiche genre-übliche Insidergags und Anspielungen auf andere Grimm'sche Märchen bereit, nicht selten begleitet von Kommentaren komischer Nebenfiguren, wie jener des Eisernen Heinrich, den

☒ In *Blutrotkäppchen* (2012) von David Füleki wird das niedliche Mädchen zur wohlproportionierten Gefährtin des schwertgewaltigen Superhelden Entoman.



So hat David Füleki 2012 mit dem bezeichnenden Titel *Blutrotkäppchen* ☒ das Grimm'sche Vorbild in Form einer Slasher-Komödie inszeniert, die in einem wilden »Märchen-Monster-Massaker« endet. Bereits 2011 veröffentlichte Tokyopop einen *Grimms Manga*-Sonderband, an dem sich einige der namhaftesten Eleven des Manga-Stils aus dem deutschsprachigen Raum mit jeweils eigenen Märchen-Neuerzählungen beteiligten. Neben *Brüderchen und Schwesterchen* von Inga Steinmetz, *Aschenputtel* von Nina Werner und *Frau Holle* von Luisa Velontrova leben hier auch *Die Bremer Stadtmusikanten* von Reyhan Yildirim ☒ und *Rumpelstilzchen* von Anna Hollmann ☒ in neuem Gewand wieder auf.

Otogi Grimm und die entwichenen Märchen-Dämonen

Mit ihren von ganz unterschiedlichen stilistischen und erzählerischen Handschriften geprägten, sogenannten Ger-Manga werden die alten Geschichten



☒ Wer ist der schönste Bishōnen im ganzen Land? Kein Zweifel, es ist Anna Hollmanns *Rumpelstilzchen*, das viel zu attraktiv ist, um sich am Ende in der Luft zu zerreißen. [Anike Hage u. a. *Grimms Manga*– Sonderband Hamburg: Tokyopop 2011]



☒ *Die Bremer Stadtmusikanten* als Popstars: Reyhan Yildirim würzt ihre Version des Grimm-Märchens mit einer Prise Hip-Hop-Romantik. [Anike Hage u. a. *Grimms Manga*– Sonderband Hamburg: Tokyopop 2011]

nach ihrem Ausflug nach Fernost gleichsam wieder repatriert. Doch deuten sich im Ursprungsland des Manga bereits neue Horizonte an: Noch in diesem Jahr möchte der Verlag Tokyopop in Deutschland eine neue Reihe unter dem Titel *Grimms Monster*, gezeichnet von Ayumi Kanou, herausbringen, die die niedlichen Gefilde des Shōjo-Manga verlässt. Dem Vernehmen nach steht im Mittelpunkt dieser Geschichten ein Ur-Enkel der berühmten Brüder mit Namen Otogi Grimm, dem es obliegt, die den *Kinder- und Hausmärchen* entwichenen Märchen-Dämonen wieder im ursprünglichen Buch zu bannen. Zur Seite stehen ihm dabei, wie es heißt, der schöne und starke Jüngling Cinderella und manch andere, nicht ganz unvertraute Wesen des Märchen-Universums ...

Deutschsprachige Ausgaben

David Füleki *Blutrotkäppchen* Hamburg: Tokyopop 2012.

Keiko Ishiyama *Grimms Manga* Aus dem Jap. von Yuki Kowalski, 2 Bde., Hamburg: Tokyopop 2010 (2. Aufl.).

Anike Hage u. a. *Grimms Manga*– Sonderband Hamburg: Tokyopop 2011.

Ayumi Kanou *Grimms Monster* Hamburg: Tokyopop 2011.

Der Autor



Dr. Bernd Dolle-Weinkauff, 60, zählt zu den international anerkannten deutschen Comic-Forschern. Seit 1983 beschäftigt er sich intensiv mit dieser literarischen Gattung. Er hat sich schon immer für populäre Literatur interessiert, zunächst aber eher für Märchen. Mit einem Forschungsprojekt der Deutschen Forschungsgemeinschaft kam er in den 1980er Jahren auf den Geschmack an Comics. Dolle-Weinkauff ist seit 1989 Kustos, seit 2005 Akademischer Oberrat am Institut für Jugendbuchforschung und seit 2011 Honorarprofessor der Gesamthochschule Kecske-mét (Ungarn).

dolle-weinkauff@rz.uni-frankfurt.de

Märchen-Extrakte im SMS-Stil entwirft Fabian Negrin in seinem 2011 im mixtvision Verlag erschienenen Bilderbuch *SMS Märchen. Grimm & Co.* In 160 Zeichen werden Märchenerzählungen und ihre Figuren, wie z. B. der Froschkönig, in neuem Gewand präsentiert.

© mixtvision 2012, Fabian Negrin



Es waren 1mal 2 Mädchen.
Die saßen unter 1 Tisch
+ wurden plötzlich zu Fröschen.
Wo bleibt der Prinz?, wollten sie fragen.
Aber man hörte nur QUAK QUAK QUAK QUAK!

»Es war 1mal 1 finsterer Wald ...«

Grimms Märchen in der aktuellen Kinder- und Jugendliteratur

Was alles unter der literarischen Marke »Märchen« auf dem Kinder- und Jugendbuch-Markt firmiert, ist äußerst variantenreich – vom Wimmelbuch im Großformat bis zum SMS-Märchen in 160 Zeichen. Neben dem üblichen Dauersortiment tun sich auch immer mehr Parallelwelten zu den Grimm'schen Märchen auf: Dazu gehören beispielsweise die Märchen-Lovestories für Mädchen, in denen Märchen-Figuren als Strippenzieherinnen in der realen Welt auftreten, ebenso wie die Einbindung der Brüder Grimm in Jugendthriller. Die Verlage suchen Kontakt zum jungen Publikum. Vielfältige crossmediale Angebote, Apps und Fanclubs im Netz bedienen den modernen Märchen-User.

von **Claudia Maria Pecher**

Zur literarischen Marke avancieren im Jubiläumsjahr einmal mehr die *Kinder- und Hausmärchen* der Brüder Grimm. Als prominentes Beispiel ist sicherlich das Verlagshaus Esslinger anzuführen. »Reprint, Märchen & mehr« titelt die Programmvorschau für Herbst 2012. Blickfang ist eine klassische Hänsel- und Gretel-Szene der Hauskünstlerin Anastassija Archipowa, im Interieur dicht gefolgt von der Grimm'schen »Erzählikone« Dorothea Viehmann (1755–1815), deren Beitragsgeschichte in der Verlagsankündigung entsprechend zur »Legende« erhoben wird. Zum Covertgirl hat es Grimms Aschenputtel

auf dem Gesamtprogramm Kinderbuch 2012 von arsEdition geschafft. Der Anlass ist klar auf der Rückseite verzeichnet: 200 Jahre Grimms Märchen, illustriert vom Spiegel-Illustrator Ludvik Glazernaudé. Vereint unter dem Angebot »Spieglein, Spieglein an der Wand« wird hier alles rund ums Märchen angeboten: von Märchen-Mandalas und Märchen-Vorlesekarten bis zu Grimm-Ausgaben im Miniformat für unterwegs.

Auf kriminalistisches Gespür und weibliche Neugier hingegen setzte die Pressevorschau des Arena Verlags bereits zu Beginn des Jahres. Slogans wie »Dornröschen

schläft, das Böse nicht« kündigen märchenbezogenes Unheil an. Fragen wie »Wer küsst den Wolf?« verraten den Beginn einer Lovestory. Appetizer wie »Freche Märchen – Freche Mädchen« oder »Endlich aufgedeckt« wecken weibliches Interesse und knüpfen an die Tradition der Enthüllungsgeschichten an. Neben dem üblichen Dauersortiment, geprägt von Bildern renommierter Illustratoren, fällt bei der Durchsicht der Verlagsvorschauen vor allem auf, welches variationsreiches parodistisch-intertextuelle Spiel sich mit Blick auf Grimms Märchen im Bilder-, Kinder- und Jugendbuch-Segment auf

dem Vormarsch befindet. Autoren und Illustratoren knüpfen an ihre eigenen literarischen und künstlerischen Erfahrungen an und eröffnen Zugänge zu Referenzsystemen, die freilich häufig pragmatischen und wirtschaftlichen Erfordernissen angepasst sind.

Das Spiel mit Zeichen und Formen

Mindestens seit den Wimmelbildern von Hieronymus Bosch oder Pieter Bruegel dem Älteren befriedet das piktorale Erzählen eines Mikrokosmos im Makrokosmos die Entdeckungs- und Schaulust der Betrachter. Vorreiter dieser Idee im Wimmelbilderbuch sind seit den 1970er Jahren Hans Jürgen Press, Ali Mitgutsch, Rotraut Susanne Berner, Eva Scherbarth oder Martin Handford. Auch Märchenstoffe finden seit 2008 vermehrt Umsetzung im großformatigen Wimmelbilderbuch. Aktuell ist es insbesondere Melanie Brockamp, die das herkömmliche Märchen-Wimmelbuch im Coppenrath Verlag nun schon in dritter Ausfertigung vertritt (zuletzt 2011).

Auf den Bildern gibt es unzählige Szenen zu entdecken, die an Grimm'sche Märchenerfahrungen der Betrachter anknüpfen und Gesprächsanlässe bieten. Zum Jubiläumsjahr sind nun gleich zwei neue Wimmelbücher erschienen: Cornelia Görtlers *Mein großes Märchenwimmelbuch* (cbj 2012) referiert sieben bekannte Märchen der Brüder Grimm, die jeweils in einem Bild aufgeschlüsselt sind. Ein opulent künstlerisches Wimmelbuch ganz ohne Worte präsentiert das bulgarische Nachwuchstalents Stella Dreis mit *Grimms Märchenreise – Ein Wimmelbuch* (Thienemann 2012). Hier führt Rotkäppchen durch sieben Grimm'sche Märchen, die einen gemeinsamen Anfang nehmen und im Laufe der Bildbetrachtung ihren individuell poetischen Gehalt entfalten. Das Wimmelbuch fordert vom Künstler wie Betrachter ein konzeptuelles Verständnis für das Zusammenspiel von Großformat, pluriszenischer Detailverliebtheit und kinderliterarischen Referenzsystemen ein.

Für unterwegs: SMS-Märchen in 160 Zeichen

Herkömmliches Gegenstück in handlichem 10 × 10-cm-Mini-



Illustration: Stella Dreis © Thienemann Verlag 2012

Wimmelbücher sind aus den Regalen der Kinderzimmer nicht mehr wegzudenken. Passend zum Jubiläumsjahr hält der Thienemann Verlag eine kunstvoll gestaltetes Exemplar mit dem Titel *Grimms Märchenreise* bereit. Die bulgarische Nachwuchskünstlerin Stella Dreis hat Rotkäppchen als Leitfigur durch die Grimm'schen Märchen auserkoren.

Format ist das Pixi-Buch, das seit 1954 mit über 1700 verschiedenen Titeln in rund 200 Serien über 300 Millionen Mal erschienen ist, darunter etwa *Pixis Märchentruhe Serie 161* (2006/2011) mit acht Märchen der Brüder Grimm. Diesem Erfolgsrezept folgen mindestens vier Verlage: Linos Grimm'sche Märchen im Coppenrath Verlag, der Ravensburger *Mini-Bilderspaß*, die *Mini-Märchen-Klassiker* im Nelson Verlag sowie *Die schönsten Märchen* im Benny Blu Bambini Verlag, der derzeit immerhin stolze 16 Märchen-Bändchen (1. Auflage 2011) bereithält. Und der Carlsen Verlag legt nach: Seit 2011 stehen Pixi-Bücher auch als App für iPhone und iPad zur Verfügung. Der Trend des Formen- und Zeichenspiels schreibt sich im App-Format gewissermaßen fort. Interaktive Märchenaufklappbücher ersetzen Märchen-Pop-up-Bücher der 1990er Jahre.

Zur Protagonistin einer himmlischen Liebesgeschichte schreibt Gabriella Engelmann Goldmarie aus dem Märchen von Frau Holle um. *Goldmarie auf Wolke 7* heißt der neue Roman der Münchner Autorin im Arena Verlag.

Die Idee, Grimm'sche Märchenstoffe in symbol-minimalistischem und digitalisiertem Formen- und Zeichenspiel fortzuführen, spiegelt einen Trend wider, den es durchaus nicht unkritisch zu beobachten gilt. Denn so sind die wenigsten Märchen-Apps qualitativ überzeugend. Vorbildfunktion übernimmt gegenwärtig sicherlich der S. Fischer Verlag, der seit August 2011 mit drei Grimm'schen Märchen den App-Markt bereichert.



Grimm titelt der Jugendroman von Christoph Marzi (Heyne Verlag 2010), dessen Geheimnis bis in die Zeiten der Brüder Grimm zurückreicht. Hier erwachen Märchenfiguren und -symbole zu neuem Leben.



Schritte in eine minimalisierende Richtung geht auch der Italiener Fabian Negrin mit seinen 2012 im mixtvision Verlag erschienenen *SMS Märchen*, deren italienischer Titel *Favole al telefonino* an Gianni Rodaris Kinderbuchklassiker *Favole al telefono* (1962) erinnert. Dabei erzählt der Sprachkünstler dreizehn »Märchen« à la Grimm in 160 Zeichen neu. Scherenschnitt- und Schattenriss-Illustrationen unterstreichen den fragmentarisch-reduktionistischen Gesamtduktus der Darbietung.

Märchenwelten im Kinderbuch – Von Schreckgeschichten zum Schneewittchen-Club

Erschreckend düster kann es im Kinderbuch zugehen. Bestes Beispiel ist das 2011 aus dem Amerikanischen übersetzte Kinderbuch *Eine dunkle & grimmige Geschichte* von Adam Gidwitz. Dort begleitet der Leser die Protagonisten Hän-

sel und Gretel durch allerhand blutriefende Abenteuer. Ein Stelldichein der Märchenfiguren bieten auch Band 1 und 2 der *Grimm-Akten* von Michael Buckley, 2011 nun als Taschenbuch-Ausgabe im Baumhaus Verlag neu aufgelegt. Sabrina und Daphne Grimm sind Nachfahren von Wilhelm Grimm. Die Kinder sollen als Märchen-detektive für Ordnung sorgen, wobei sie es mit ausgefuchsten Figuren wie Rumpelstilzchen oder dem Rattenfänger zu tun haben.



Die Erzählung vom Froschkönig wird in der Literatur gerne mit dem Kuss verbunden. Dies zeigt auch der Titel von Alex Flinns Jugendbuch *Kissed* (Baumhaus Verlag 2011) an.

Wird im Falle von Gidwitz die allseits besungene Grausamkeit der Grimm'schen Märchen ad absurdum geführt, so weitet Buckley in

seinen Detektivgeschichten den Blick für Geheimnisvolles an herkömmlichen Märchenfiguren aus. Weniger detektivischer Spürsinn als Freude an der Zauberei verbinden Knisters Erfolgsfigur *Hexe Lilly* und den verzauberten Goldesel (2012).

Noch einmal anders ist dies bei der schönen Alice, der reichen Reena und der klugen Molly, die im Internat aufeinandertreffen. Mit der Gründung des *Schneewittchen-Clubs* verfolgen sie ein gemeinsames Ziel: Sie alle wollen ihre böse Stiefmutter loswerden. Doch die Mädchen erkennen schließlich, dass man nicht Gleiches mit Gleichem vergelten soll. Zu Lilly Archers Mädchen-Roman (deutsch 2009) wartet der Hanser Verlag mit einer eigenen Internetseite auf, die einen aus Mädchen-Magazinen bekannten Typ-Test anbietet, der herausfinden soll, welcher Protagonistin die Leserin am ähnlichsten sei.

Vom Mädchen-Roman zum Fantasy-Blockbuster

Meisterverlag der »Märchen«-Romane für Mädchen ist gegenwärtig zweifelsfrei der Arena Verlag. Begeistert Kirsten John die jüngeren Leserinnen mit den Abenteuern von Mia und ihrem Frosch Jakob im Märchenland, so setzt der Verlag dies für die weibliche Jugend in Märchen-Lovestories von Gabriella Engelmann fort. Gabriella Engelmann geht sogar so weit, Märchen-Figuren als Strippenzieher in der realen Welt zu bemühen: Da wird Frau Holle in ihrem neuesten und nun fünften Band *Goldmarie auf Wolke 7* (2012) zur himmlischen Kupplerin in irdischen Liebesdingen. Kein geringerer als Planetgirl/Thienemann folgt dem Märchen-Modell für junge Frauen nach: Nachwuchstalent Kathleen Weise, bekannt durch *Blutrote Lilien* (2011), macht 2012 nun mit *Aschenputtels letzter Tanz* den Auftakt zu einer Mädchen-Thriller-Serie. Der Traum einer Ballettkarriere findet sein jähes Ende, als Elsa bei einem Überfall der Zeh amputiert wird.

Sachlich historisch bleibt hingegen Andreas Venzke in seinem Kinderbuch *Die Brüder Grimm und das Rätsel des Froschkönigs* (2012), eine Mischung aus erzählter Biografie und erklärenden Sachtexten. Die Vermittlung literarhistorischen



Illustration: Susanne Straßer © Hinstorff Verlag 2010

Was tut man, wenn man Märchenprinzessin werden will? Das verrät uns Susanne Strasser in ihrem Bilderbuch *Von der Prinzessin, die unbedingt in einem Märchen vorkommen wollte* (Hinstorff Verlag 2010). Ein Versuch ist dem Küssen von Fröschen gewidmet.



© Verlag Bibliothek der Provinz 2000 Renate Habinger/Linda Wolfsgruber

Ein facettenreiches Spiel von Wort und Bild bietet das ABC-Buch *es war einmal von A bis Zett* (Bibliothek der Provinz 2000) der beiden Österreicherinnen Renate Habinger und Linda Wolfsgruber. Dabei gilt es, Märchenfragmente und Klassiker der Kinderliteratur wiederzuentdecken.

Wissens verfolgt auch der Band *Kennst Du die Brüder Grimm?* von Kurt Franz und Claudia Maria Pecher im Bertuch Verlag in der Reihe *Weltliteratur für junge Leser* (2012) veröffentlicht.

Auftritte der Brüder Grimm in Jugendbüchern beschränken sich sonst zumeist auf Romane pseudohistorischer oder fantastischer Provenienz. Bekannte Beispiele sind Kai Meyers Jugendromane *Die Geisterseher. Ein unheimlicher Roman aus dem Klassischen Weimar* (1995) und dessen Fortsetzung *Die Winterprinzessin* (1997), erschienen bei Rütten und Loening. Hier werden die Brüder mit der Aufklärung finsterner Geheimnisse betraut. Gleichsam zu Rettern der Welt werden Jacob und Wilhelm in Christoph Marzis Jugendroman *Grimm* (2010). So war es das Verdienst der beiden Märchensammler, drohende Gefahr, die von Mythen, Märchen und ihren Figuren ehemals ausging, zu bannen. Nun aber kehren die Märchenwesen ins Leben zurück, und es gilt erneut Abhilfe zu schaffen. Die Belebung von Märchenwelt und deren Requisiten ist gleichfalls Gegenstand des 2010 aus dem Amerikanischen übersetzten Jugendromans *Die geheime Sammlung* von Polly Shulman. Zum Märchen-User in Sachen magische Gegenstände wird auch der 17-jährige Johnny in Alex Flinn's modernem Roadmovie vom Froschkönig *Kissed* (2011).

Die derzeit erfolgreichste Parallelwelt zu den Grimm'schen Märchen allerdings schafft Cornelia Funke mit ihrem Roman *Reckless*, dessen erster Band *Steinernes Fleisch* 2010 im Dressler Verlag erschienen ist. Neben dem zweiten Band (*Reckless. Lebendige Schatten*, 2012) hat Cornelia Funke zum Jubiläumsjahr der Grimm'schen *Kinder- und Hausmärchen* dann auch noch ihr *Reckless Märchenbuch* (2012) herausgegeben. Diese Anthologie der Märchen, die hinter dem Spiegel zu Leben erwachen, ist ergänzt um eine Auswahl ihrer Lieblingsmärchen. Selbst Zoran Drvenkar bindet die Brüder Grimm in seinem neuen Jugendthriller *Der letzte Engel* (2012) ein, dessen Erzählstil durchaus an Quentin Tarantinos *Pulp Fiction* (1994) erinnert. Überhaupt scheinen die fantastischen Jugendromane zu Märchen stark an der Filmbranche orientiert. Dabei gilt es zukünftig noch sehr viel deutlicher zu hinterfragen, welche Bedeutung dem Rückfluss aus Hollywood'scher »Grimmification« beizumessen ist.

Stilpluralismus im Märchen-Bilderbuch: Illustratoren im Dialog mit dem Text

2012 scheint mit Blick auf die Verlage auch das Jahr der Lieblingsmärchen, der schönsten Märchen und größten Märchen-Bilderbücher zu sein. Arena, arsEdition, Copenrath, Esslinger,

Thienemann und Urachhaus – um nur einige zu nennen – nutzen die Gelegenheit, Neuauflagen oder Sammelbände von Einzelmärchen verdienter Hausillustratoren herauszugeben, zum Beispiel *Sieben auf einen Streich: Die schönsten Märchenbilderbücher* (NordSüd Verlag) mit Zeichnungen von Bernadette, Eve Tharlet, Maja Dusíková, Lisbeth Zwerger, Dorothee Duntze und Ulrike Haseloff. Klassische Buchmärchen in Papierkunst und freier Nacherzählung umzusetzen, erlauben sich auf pffiffige Weise Su Blackwell und Wendy Jones in ihrem Band *Mein Märchenwald*, 2012 im Kunstverlag Knesbeck in deutscher Sprache erschienen.

Ein interessanter Bereich sind gerade die Bilderbücher, die, in Analogie zum dargelegten Trend im Kinder- und Jugendbuch, Grimm'sche Märchen bevorzugen

Die Autorin



Dr. Claudia Maria Pecher, 36, lehrt und forscht seit 2011 am Institut für Jugendbuchforschung der Goethe-Universität. Sie ist Vorstandsmitglied der Märchen-Stiftung Walter Kahn und Vizepräsidentin der Deutschen Akademie für Kinder- und Jugendliteratur. Schwerpunkte ihrer wissenschaftlichen Tätigkeit sind neben der Märchen- und Erzählforschung insbesondere religiöse Kinder- und Jugendliteratur in Geschichte und Gegenwart.

pecher@em.uni-frankfurt.de



© minedition 2012 Lisbeth Zwerger

Die Wienerin Lisbeth Zwerger gilt als eine der bekanntesten Bildpoetinnen der Gegenwart. Der neue Band *Brüder Grimm Märchen* (minedition 2012) fasst die Entwicklung ihrer Bildsprache auf eindrucksvolle Weise zusammen. Mit den Bremer Stadtmusikanten sei hier stellvertretend nur ein prominentes Beispiel jüngerer Datums aus ihrem reichen Bildrepertoire angeführt.

als intertextuelle Fragmente einbeziehen wie etwa Renate Habingers und Linda Wolfgrubers ABC-Buch *Es war einmal von A bis Zett* (Bibliothek der Provinz 2000), das 2010 zum Deutschen Jugendliteraturpreis nominierte Psychogramm *Wenn ich das 7. Geißlein wär'* von Karla Schneider und Stefanie Harjes (Boje 2009), Ayano Imais Schuhmachertraum *Der Stiefel-Kater* (minedition 2009), Susanne Straßers Wunschanzeige *Das Märchen von der Prinzessin, die unbedingt in einem Märchen vorkommen wollte* (Hinstorff 2010) und zahlreiche andere.

Von besonderer Aussagekraft also sind Bilderbücher, in denen sich der Künstler auf einen Dialog mit dem »Märchen«-Stoff einlässt. Der Künstler bildet dabei eine visuelle Textur aus, die ihn als Solisten in der Kategorie Bilderbuch auszeichnet. Geheimnisvoll rücken die Bilder von Henriette Sauvants oder Momo Takanos das Wunderbare im Märchen sichtbar ins Bild. Vor-

sichtig öffnen sich auch die Tore der Märchenwelt in den Zeichnungen der französischen Illustratorin Eve Tharlet. Die Märchenbilder der Wiener Bildpoetin Lisbeth Zwerger werden mit fortwährender Entwicklung der Künstlerin gegenständlicher, farbintensiver, minimalistischer und ermöglichen mit ihren wunderbaren und ereignisreichen Momenten Einblicke in Unsagbares. Lisbeth Zwerger hat vor Kurzem für ihr Werk den Großen Preis der Deutschen Akademie für Kinder- und Jugendliteratur erhalten.

Grenzerprobungen: Zwischen skurril düsteren Szenarien und fröhlichem Farbenspiel

»Märchen«-Illustratoren entwickeln zunehmend ein existentielles Bedürfnis nach gestalterischer Freiheit und eigener interpretatorischer Leistung. Dies lässt sich bereits bei Lieselotte Schwarz, Warja Lavater, Paula Schmidt, Marshall Arisman, Lilo Fromm, Monika Laimgruber,

Marlene Reidel, Jane Ray oder Květa Pacovská deutlich erkennen. Minimalismen in Zeichen- und Formenspiel, Intermedialität und Internationalität, Pluralismen und fragmentarische Wissensbestände brechen sich Bahn auf dem Weg ins 21. Jahrhundert.

Dies ist prototypisch für eine sich immer schneller orientierende Gesellschaft. Grenzerprobungen in Bild- und Textgestaltung sind mehr denn je möglich und werden sehr viel deutlicher genutzt. Neben bunten Spielwelten tauchen ganz selbstverständlich skurrile und düstere Märchen-Szenarien auf dem Buchmarkt auf. Während Daniela Chudzinski drohende Gefahren im Märchen mit satt-fröhlichem Farbenspiel entlastet, schockiert Susanne Janssen den Betrachter mit schonungslosen Großaufnahmen von Missständen im Märchen. Der Italiener Lorenzo Mattotti und die Nachwuchskünstlerin Sibylle Schenker frappieren in ihren Märchenbildern mit provozierenden Farb-, Film- und Schattenwelten. Weckt Katja Gehrmanns farbenprächtige Märcheninterpretation zum *Fischer und seiner Frau* parabelnah die Gier, so betört die Schneewittchen-Interpretation des Franzosen Benjamin Lacombe mit erotisch-fantastischer Magie und beeindruckt die rege Gefühlswelt der Märchenfiguren bei Markus Lefrançois.

Ob das Grimm'sche Märchen in seiner historisch-literarischen Qualität nach minimalistischen und pluriformen Erprobungen den Sprung ins digitale und globale Zeitalter verlustfrei schafft, wird sich zeigen müssen. Sicher ist, dass die *Kinder- und Hausmärchen* bei Kindern nach wie vor gut ankommen. Dies hat uns jüngst die Teilnahme von fast 3000 Kindern bewiesen, die im Rahmen der 10. Frankfurter Kinder-Uni der Frage »Wer hat den Frosch geküsst? Das kleine Einmaleins zur Märchenwelt der Brüder Grimm« nachgingen. ◆

Literatur

Claudia Maria Pecher *Grimms Märchen in Bilderbüchern der Gegenwart. Aktuelle Tendenzen*. In: Bunzel, W. (Hrsg.) *Hänsel und Gretel im Bilderwald. Illustrationen romantischer Märchen aus 200 Jahren* Göttingen 2012, S. 50–56.



In der ARD-Verfilmung von *Die Gänsemagd* spielt Karoline Herfurth Prinzessin Elisabeth, die von der bösen Zofe Magdalena (Susanne Bormann) zum Rollentausch gezwungen wird.

Shrek meets Schneewittchen

Was Film- und Fernsehproduktionen aus Märchen machen

Auch in Film und Fernsehen erleben Märchen eine Renaissance. Filme knüpfen an das an, was Kindern und Erwachsenen aus mündlicher Überlieferung und Lektüre vertraut ist, und beleben den Stoff auf ihre Art neu. Häufig entsteht daraus ein Genre-Mix aus klassischen Märchen, Mythen und Populärkultur verknüpft mit Fantasy-Elementen.

Märchen eignen sich aufgrund ihrer bündigen, symbolhaften Form und ihrer zeitlosen Geschichten für immer neue Interpretationen. Die eingängigen Inhalte und typischen Motive sorgen gleichzeitig für Wiedererkennungseffekte. Sie sind eben nichts Statisches, sondern haben sich durch mündliche Überlieferung und literarische Bearbeitungen permanent verändert. Dazu tragen auch die diversen Verfilmungen bei, ob sie nun für die öffentlich-rechtlichen Sender produziert werden oder fürs Kino in Hollywood entstehen. »Der Film revitalisiert das Märchen durch Variationen, [die] der lebendigen Überlieferung des mündlich tradierten Märchens analog [sind]«, so der Literaturwissenschaftler Christoph Schmitt.

Märchenfilme versprechen hohe Einschaltquoten

In ARD und ZDF gehören Märchenfilme seit Jahrzehnten ins Weihnachtsprogramm und erfreuen sich hoher Einschaltquoten. Doch vor einigen Jahren stellten die Verantwortlichen fest, dass die Anzahl der Titel recht begrenzt war und viele Verfilmungen angestaubt wirkten. Deshalb begann das ZDF zusammen mit den Firmen Moviepool, Provobis und Kinderfilm, gleich mehrere bekannte Grimm-Märchen neu zu verfilmen. Wie Irene Wellershoff, Redaktionsleiterin des ZDF, feststellt, sind es eben diese, die das Publikum bevorzugt, während unbekanntere Märchen geringere Einschaltquoten erzielen.

2005 startete die Reihe mit *Rotkäppchen*, umgesetzt von Regisseur Klaus Giesinger. Später folgte jedes

Jahr ein weiterer Film: Bisher sind dies *Hänsel und Gretel* (2006; Regie: Anne Wild), *Rumpelstilzchen* (2007; Regie: Andi Niessner), *Dornröschen* (2008; Regie: Arend Agthe), *Der Teufel mit den drei goldenen Haaren* (2009; Regie: Hans-Günther Bücking), *Aschenputtel* (2010; Regie Susanne Zanke) und *Der Eisenhans* (2011; Regie: Manuel Siebenmann). Für 2012 ist die Ausstrahlung von *Die sechs Schwäne* geplant. Seit 2010 sind die Filme auch auf DVD unter dem Reihentitel *Märchenperlen* veröffentlicht worden. Die ARD-Produktionen sind seit 2008 unter dem Titel *Sechs auf einen Streich* beziehungsweise *Acht auf einen Streich* zu sehen. Darunter sind neben zahlreichen Grimm'schen Märchen auch Märchenklassiker von Hans Christian Andersen wie *Die Prinzessin auf der Erbse* oder *Des Kaisers neue Kleider*. Diese erfolgreiche Reihe, in der viele bekannte deutsche Schauspieler (darunter Iris Berben, Hannelore Elsner, Armin Rohde) zu sehen sind, wird

von Anke Harms

von bis zu drei Millionen Zuschauern verfolgt.

Tempo, Emotionalität und Spannung wichtiger als längere Dialoge

ARD und ZDF setzen auf die Dramaturgie der Bilder: Tempo, Emotionalität und Spannung erscheinen wichtiger als längere Dialoge. Dabei bewegen sich die Filmemacher zwischen zwei Polen. Einerseits versuchen sie, möglichst nah an den Grimm'schen Textvorlagen zu bleiben; andererseits werden die Märchen durch neue Handlungsstränge und Motive angereichert. Ihr Ziel ist es, das Handeln der Figuren aus heutiger



Der Film *Shrek – Der tollkühne Held* basiert auf einem illustrierten Kinderbuch von William Steig mit dem gleichen Titel. Er erhielt 2002 einen Oscar in der Kategorie »bester animierter Spielfilm« und gilt heute als Meilenstein in der Entwicklung des computeranimierten Trickfilms.

Sicht nachvollziehbar zu machen. Da Märchenfiguren in der Regel relativ einfach gestaltet sind und zumeist ohne tiefere Psychologie auskommen, Zuschauer sich aber mit den Protagonisten identifizieren und emotional verbinden wollen, werden die Charaktere entsprechend weiterentwickelt. So ist beispielsweise der Protagonist des Märchens *Der Teufel mit den drei goldenen Haaren* im ZDF-Film kein 14 Jahre altes »Glückskind«, wie es im Märchen heißt, sondern



Catherine Hardwicke, die 2008 bereits den Twilight-Film *Bis(s) zum Morgen-grauen* drehte, richtet sich auch mit *Red Riding Hood – Unter dem Wolfsmond* an ein jungliches Publikum.

schon ein junger Erwachsener. Aus heutiger Sicht erscheint dies überzeugender, weil er am Ende die Tochter des Königs heiratet.

Auch der Sprachstil wird aktualisiert: Zwar werden gelegentlich populäre formelhafte Sprüche aus den Märchen und zum Teil auch altertümliche Wortwendungen beibehalten, allerdings werden die meisten Dialoge in moderne Alltagssprache umgesetzt. Dazu Wellershoff: »Wir wollen berühmte Sprüche aus den Märchen erhalten, ohne dass sie wie Fremdkörper wirken, [allerdings] kann man eine nicht mehr gesprochene Sprache nicht bruchlos imitieren, diese Versuche wirken hölzern und gravitatisch, wie unfreiwillige Parodien.«

Hollywood löst sich vom bekannten Märchenstoff

Hollywood-Filmproduktionen, die zurzeit zahlreich in Kino und Fernsehen zu sehen sind, entfernen sich wesentlich stärker von den textlichen Vorlagen. Seit Beginn des 21. Jahrhunderts wurden Märchenstoffe in zahlreichen amerikanischen Animationsfilmen wie Disneys *Küss den Frosch* oder *Rapunzel – Neu verführt* sowie in den vier Teilen der *Shrek*-Reihe von DreamWorks aufgegriffen. Diese Reihe löste sich besonders stark vom Genre des Märchens. Es werden dort »Handlungsmuster aus neueren, populären Hollywoodfil-

men, aus Buddy-Filmen und Road-movies« mit Stoffen und Figuren des Märchens verwoben, wie der Germanist Horst Heidtmann feststellt. Zwar bleibt das für Märchen typische Schema »Gut gegen Böse« auch hier beibehalten, die Rollen werden jedoch anders besetzt: So ist Shrek – der Oger – kein menschenfressendes Monster, sondern der liebenswürdige Protagonist der Reihe, der auf allerlei bekannte Märchenfiguren und Fabelwesen trifft.

In den vergangenen drei Jahren wurde das Märchen auch für den Realfilm wiederentdeckt. Ein Beispiel dafür ist der 2011 erschienene Film *Red Riding Hood – Unter dem Wolfsmond* von *Twilight*-Regisseurin Catherine Hardwicke. Der Fantasy-Thriller entfernt sich so weit von der Grimm'schen Vorlage, dass außer stereotypen Motiven wie dem



Kristin Stewart spielt in *Snow White and the Huntsman* ein Schneewittchen, das sich mit Schild und Schwert selbst zur Wehr zu setzen weiß. Heraus kommt eine Adaption im Stil großer Fantasy-Epen.

Rot des Umhangs und Figuren wie dem bösen Wolf und der Großmutter nichts übrig bleibt. Mit *Spieglein, Spieglein – Die wirklich wahre Geschichte von Schneewittchen* und *Snow White and the Huntsman* sind dieses Jahr gleich zwei *Schneewittchen*-Adaptionen in die Kinos gekommen. In seiner *Schneewittchen*-Verfilmung wandte sich der »*Spieglein, Spieglein*«-Regisseur Tarsem Singh radikal von bisherigen Filmen ab. Der Märchen-Stoff wird hier dazu

genutzt, gesellschaftliche Probleme wie beispielsweise Jugend- und Schönheitswahn satirisch aufzugreifen.

Schneewittchen als Jeanne d'Arc: Snow White als mutige Kämpferin

Während dieser Film eine skurrile, in Teilen groteske Komödie darstellt, versucht Regisseur Rupert Sanders in *Snow White and the Huntsman* eine ernsthafte Neuinterpretation des Märchens. Snow White (Kristen Stewart) inszeniert er als mutige Kämpferin, die an Jeanne d'Arc erinnert. Darüber hinaus wird die Märchenhandlung mit zahlreichen Fantasy-Elementen verknüpft. In magisch wirkenden Bildern begegnet Snow White so Fabelwesen wie einem Brückentroll und Waldelfen.

Auffällig ist, dass Transformationen von Märchenstoffen in die reale gegenwärtige Welt selten und eher vorsichtig erfolgen. Eine Ausnahme stellt die Serie *Once upon a Time – Es war einmal ...* dar, die seit Anfang September im deutschen Fernsehen zu sehen ist. Die Geschichte spielt in der mysteriösen Stadt Storybrook, die ausschließlich von Märchenfiguren bewohnt wird. Diese wurden von der bösen Königin verflucht und können sich nicht mehr erinnern, dass sie Märchenfiguren sind und ihre Heimat das Märchenland ist.

Für das Frühjahr 2014 ist bereits der Kinostart von *Maleficent* geplant. Dieser Film basiert auf dem Disney-Zeichentrickfilm *Dornröschen*, fokussiert hier aber die Hexe und versucht zu erklären, warum sie hartherzig und böse wurde. In der Serie *Grimm* geht es um Nachfahren der Brüder Grimm, die böse Märchenfiguren jagen. Im Stil einer Krimi-Serie wird in jeder Folge ein neues Märchen verarbeitet. Außerdem gibt es bereits einen Trailer zu *Hänsel & Gretel: Hexenjäger* (Start Ende Februar 2013) – ein Film, der die beiden Geschwister als erwachsene Actionhelden zeigt.

Genre-Mix aus klassischen Märchen, Mythen und Populärkultur

Während die Filme von ARD und ZDF noch relativ nah an den Textvorlagen der *Kinder- und Hausmärchen* der Brüder Grimm sind, entfernen sich amerikanische Serien und Filme immer weiter von

In dem Film *Spiegelin, Spiegelin* vermischt der Regisseur Tarsem Singh Elemente aus Actionfilm, Komödie und Fantasy.



den Quellen. Serien wie *Once upon a Time* oder die Filme der *Shrek*-Reihe zeigen, dass für Märchenverfilmungen heute ein Genre-Mix aus klassischen Märchen, Mythen und Populärkultur typisch ist: Einzelemente werden aus ihrem ursprünglichen strukturellen und funktionalen Zusammenhang herausgelöst und mit Motiven und Stoffen ganz anderer Herkunft verknüpft. Der Einfluss der Populärkultur zeigt sich unter anderem daran, dass die Märchenszenen zum Teil mit moderner Popmusik unterlegt werden oder berühmte Szenen aus Filmklassikern – in *Shrek* zum Beispiel eine Szene aus dem Film *Matrix* – parodieren. Mythen werden dann aufgegriffen, wenn Schneewittchen wie Jeanne d'Arc mit Schwert und Rüstung dargestellt wird oder *Shrek* gegen

einen bösen Drachen kämpft, um Prinzessin Fiona zu befreien.

Besonders beliebte Märchen sind bei den amerikanischen Filmemachern nach wie vor *Schneewittchen*, *Dornröschen* oder *Rotkäppchen*. In deutschen Fernsehreihen werden darüber hinaus auch weniger populäre Märchen wie *Die sechs Schwäne*, *Das blaue Licht* oder *Die zertanzten Schuhe* filmisch umgesetzt. Vorrang hat bei ARD und ZDF die Frage, was an den Texten transponierbar ist und wie man dies dramaturgisch so umsetzen kann, ohne das Märchen zu zerstören. Buch und Film erzählen auf unterschiedliche Weise: Während das Buch wortsprachlich erzählt, bleibt der Film den Bildern verhaftet. Was im Buch der Vorstellungskraft des Lesers überlassen wird, muss im Film in Körpersprache

Die Autorin



Anke Harms, 28, studierte an der Goethe-Universität Germanistik, Kunstgeschichte und Ethnologie. Seit 2011 ist sie als wissenschaftliche Hilfskraft in der Koordinierungsstelle der Märchen-Stiftung Walter Kahn am Institut für Jugendbuchforschung der Goethe-Universität beschäftigt. Derzeit erstellt sie eine Literatur- und Mediendatenbank zu Märchenbilderbüchern, welche seit dem frühen 19. Jahrhundert erschienen sind. Zu Beginn dieses Jahres assistierte sie bei

der Ausstellung »Hänsel und Gretel im Bilderwald«, die von April bis Juli 2012 im Freien Deutschen Hochstift/Goethehaus in Frankfurt gezeigt wurde, und war an der Herausgabe des Ausstellungskatalogs »Hänsel und Gretel im Bilderwald. Illustrationen romantischer Märchen aus 200 Jahren«, herausgegeben von Wolfgang Bunzel unter Mitarbeit von Anke Harms und Anja Leinweber, Frankfurt am Main 2012, beteiligt. [siehe auch Buchtipp von Martin Anker »Weil die Märchen Ideen zu Bildern geben ...«, Seite 56]

AnkeHarms@gmx.net

und Handlung umgesetzt werden. Die Verortung der Handlung, die im Märchen ausgespart wird, ist im Film unumgänglich.

Durch die filmische Umsetzung kann der Aussagegehalt eines Märchens auch vertieft und erweitert werden. Dies geschieht zum Beispiel dadurch, dass die Märchenhandlung durch Motive angereichert wird. Versuche, Märchenfiguren und -motive in der Gegenwart zu verorten oder das Märchen mit beliebten Genres wie dem Krimi in Verbindung zu bringen, eröffnen der Märchenrezeption weitere neue Wege und sorgen dafür, dass zumindest einige Motive und Stoffe nicht in Vergessenheit geraten. ◆

Literatur

<p>Fritz, Heiko <i>Gibt es das Märchen als Film?</i> In: <i>Märchen-spiegel</i> Zeitschrift für internationale Märchenforschung und Märchenpflege, 17. Jg., H. 1, Februar 2006, S. 13 – 19.</p> <p>Heidtmann, Horst <i>Von Dornröschen zum Shrek. Wandlungen des Märchenfilms</i> In: Achim Barsch und Peter Seibert (Hrsg.) <i>Märchen</i></p>	<p>und <i>Medien</i> Schriftenreihe Ringvorlesungen der Märchen-Stiftung Walter Kahn, hrsg. von Kurt Franz, Bd. 6, Hohengehren: Schneider Verlag Hohengehren, 2007, S. 90 – 107.</p> <p>Keuschnigg, Markus <i>Märchen-Boom in Hollywood. Frischzellenkur für Schneewittchen</i> ♂ Co Entnommen aus: http://oe1.orf.at/artikel/306128 (18.09.12).</p> <p>Schmitt, Christoph <i>Adaptionen klassischer Märchen im Kinder- und Familienfernsehen</i> Studien zur Kinder- und Jugendmedienforschung, Bd. 12, Frankfurt/M. 1993.</p> <p>Wellershoff, Irene <i>Märchenfilme im ZDF: Ein Blick in die Werkstatt</i> In: Kurt Franz, Jür-</p>	<p>gen Janning, Claudia Maria Pecher, Karin Richter (Hrsg.) <i>Faszinierende Märchenwelt. Das Märchen in Illustration, Theater und Film</i> Schriftenreihe der Deutschen Akademie für Kinder- und Jugendliteratur Volkach e.V., Bd. 39, Hohengehren: Schneider Verlag Hohengehren, S. 249 – 257.</p>
---	--	--

» Weil die Märchen Ideen zu Bildern geben ... «

Begleitband zur Ausstellung im Goethe-Haus

Noch früh im Grimm-Jahr 2012 eröffnete das Frankfurter Goethe-Haus in Zusammenarbeit mit dem Institut für Jugendbuchforschung die Ausstellung »Hänsel und Gretel im Bilderwald. Illustrationen romantischer Märchen aus 200 Jahren«. Dies war das erste Projekt, das der Kulturfonds Frankfurt RheinMain im Rahmen von »Impuls Romantik« förderte. Die großartige Versammlung von Bildnotizen, Skizzen und Studien, Drucken und Gemälden von Künstlern seit der Frühromantik endete am 15. Juli. Eine Auswahl an Märchen-Illustrationen ist allerdings noch in den Vitrinen im Institut für Jugendbuchforschung auf dem Campus Westend zu sehen. Viele der Objekte, die bereits wieder bei den Leihgebern sind, zeigt auch der Begleitband zur Ausstellung, in dessen erstem Teil Beiträge von Literaturwissenschaftlern und Kunsthistorikern versammelt sind.

Wolfgang Bunzel, Leiter der Brentano-Abteilung im Frankfurter Goethe-Haus, Kurator der Ausstellung und Herausgeber des

Bandes, sieht den Anfang der Märchenillustration nicht mit Grimms Märchen (1812/1815) gemacht, sondern bereits mit Clemens Brentanos und Achim von Arnims Volksliedersammlung *Des Knaben Wunderhorn* (1805–1808). Bunzel zeigt, wie unterschiedlich Brentano und Arnim einerseits und die Brüder Grimm andererseits mit den Märchenstoffen umgegangen sind. Zunächst forderten Jacob und Wilhelm Grimm Text- und Stofftreue ein, doch Wilhelms Haltung ändert sich rasch: Schon in der zweiten Auflage der *Kinder- und Hausmärchen* habe sich die wissenschaftliche Ausrichtung der Edition zu einem markttauglichen Lesebuch für Kinder gewandelt. Wie Künstler und Drucker die neuen technischen Möglichkeiten im 19. Jahrhundert nutzten, darüber informiert Bunzel am Ende seines Beitrags.

Einen großen Bogen schlägt Hans-Jörg Uther. Der Göttinger Literaturwissenschaftler, langjähriger Mitarbeiter, zuletzt auch Leiter der Arbeitsstelle »Enzyklopädie

des Märchens«, beginnt mit bibliografischen Angaben um die Erstveröffentlichung der *Kinder- und Hausmärchen*, setzt sich mit der Namensgebung sowie der pädagogischen Funktion der Sammlung auseinander. Der von den Grimms so leidenschaftlich verfochtenen Mündlichkeit wie der ebenso vehement abgelehnten künstlerischen Verformung der Märchen stellt Uther Wilhelm Grimms »Bearbeitungstendenzen« entgegen. Allerdings hat wohl gerade dieser »Grimm-Ton« die Märchen-Sammlung zu Klassikern werden lassen, die noch immer rezipiert werden. Ironie des Schicksals?

Ist die Illustration in den Märchen-Büchern zu Beginn der Romantik noch »pittoreske Begleitung der Poesie«, entwickelten die Illustratoren innerhalb weniger Jahre ein größeres Selbstbewusstsein. Die Kunsthistorikerin Regina Freyberger, die 2009 für ihre Dissertation über Illustrationen zu Grimms Märchen von 1819 bis 1945 den Lutz-Röhrich-Preis der Märchen-Stiftung Walter Kahn

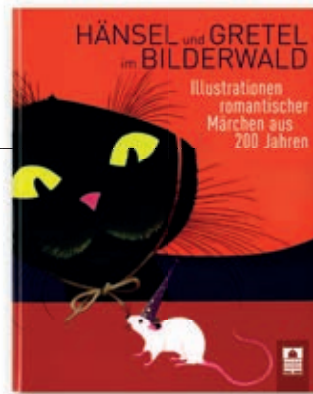
erhielt, zeigt dies anschaulich am Beispiel der Märchen-Arabeske: Der Wunsch mancher Verfasser zu Beginn des 19. Jahrhunderts, den Text durch begleitendes Bildmaterial und Pflanzenornamente anschaulicher zu machen, verkehrte sich bald ins Gegenteil und führte zur »Marginalisierung des Textes: der Bilderzähler verdrängt den Dichter«. Der geschriebene Märchentext erscheine anfänglich noch im Bild – oft in den Stein gemeißelt, auf dem die Bühne für die Illustration steht –, werde aber mehr und mehr zur Nebensache, bis er schließlich ganz wegfalle oder nur noch fragmentarisch erscheine.

Diese Fortsetzung findet sich heute konsequenterweise in den Märchen-Bilderbüchern. Claudia Maria Pecher zeichnet in ihrem Beitrag zunächst die Traditionslinien seit der ersten von Ludwig Emil Grimm illustrierten Ausgabe nach. Dem Malerbruder war klar, dass Illustrationen dazugehören, »weil die Märchen Ideen zu Bildern geben ...«. Die Frankfurter Märchenforscherin macht aber auch deutlich, wie sich heutige Illustratorinnen und Illustratoren gedanklich-konzeptionell freigeschwommen haben und dass die

Zukunft des Bilderbuchs nicht von der Treue zum Originaltext abhängt, sondern von seiner »visuellen Textualität« [mehr Details siehe auch Claudia Maria Pecher »Grimms Märchen in der aktuellen Kinder- und Jugendliteratur«, Seite 48].

Der Katalogteil steht auf zwei Säulen: Chronologisch führt der Weg von der »Frühgeschichte romantischer Märchenillustration« über die »Historienmalerei« und die »Klassische Moderne« bis zur »Märchenillustration nach 1945« durch den Bilderwald. Eine systematische Gegenüberstellung von märchenhaften Schlüsselszenen, zu denen etwa das »Märchen erzählen«, »Im Reich der Mäuse« oder »Der Floh in Menschengestalt« gezählt werden, stellen die künstlerischen Entwicklungsstufen einander direkt gegenüber. Den Abschluss bietet hier das Kapitel »Vom Wünschen«, das im Kinder- und Hausmärchen 19 (KHM 19) *Von dem Fischer und seiner Frau* ins Bild gesetzt wird. Ein immer wieder reizvolles Motiv für Künstler aller Jahrhunderte (und Forscher gleichermaßen) bietet das Bild der Fischersfrau Ilsebill als Päpstin. Wie das Buch chronologisch korrekt mit einer Illustration des Frosch-

königs (KHM 1) beginnt, so endet es nicht mit dem *Goldenen Schlüssel* (KHM 200). Das offene Ende mar-



Wolfgang Bunzel (Hrsg.) unter Mitarbeit von Anke Harms und Anja Leinweber

Hänsel und Gretel im Bilderwald. Illustrationen romantischer Märchen aus 200 Jahren
Frankfurt am Main 2012, Frankfurter Goethe-Haus/Freies Deutsches Hochstift 2012, ISBN 978-3-9814599-1-3, 165 Seiten, 19,90 Euro.

kiert der Butt aus KHM 19, der nach dem unverzeihlichen Wunsch der Fischersfrau die Ordnung in der (Märchen-)Welt wiederhergestellt hat und damit den Märchen wieder ermöglicht, »Ideen zu Bildern zu geben.«

Der Rezensent

Martin Anker, M. A., studierte Theologie und Philosophie, Geschichtswissenschaften und Germanistik mit dem Schwerpunkt Kinder- und Jugendliteraturwissenschaft in Frankfurt. Seit 2011 arbeitet Anker in der Geschäftsstelle der Märchen-Stiftung Walter Kahn und seit 2012 auch für die Deutsche Akademie für Kinder- und Jugendliteratur.

Märchen auf dem Weg ins digitale Zeitalter

Zu den Ausnahmen der Wissenschaftsförderung im Bereich Märchenforschung zählt die Märchen-Stiftung Walter Kahn. Das Institut für Jugendbuchforschung der Goethe-Universität gehört nun schon im zweiten Jahr zu dem Kreis der geförderten Einrichtungen. Ziel der Förderung ist es, eine Koordinierungsstelle zur Pflege der Märchen- und Erzählforschung zu etablieren, die den Weg ins digitale Zeitalter des 21. Jahrhunderts unterstützt. Vorgesehen sind die Errichtung eines Internetportals, Datenbanken (beispielsweise zum Märchen-Bilderbuch) und Digitalisierungen sowie E-Publishing-Projekte (beispielsweise Nachschlagewerk zur Märchen- und Erzählforschung). Überdies fördert die Stiftung Ringvorlesungen und Veranstaltungen zum Märchen- und Erzählforschung. So konnte im Sommersemester 2012 an der Goethe-Universität die Bürgervorlesung »Märchen – (k)ein romantischer Mythos?« erfolgreich durchgeführt werden, deren Ergebnisse in einem Band der Stiftung 2013 veröffentlicht werden.

Nicht zuletzt hat die Stiftung erstmals in Zusammenarbeit mit der Frankfurter Buchmesse zum Grimm'schen Jubiläumsjahr einen Märchen-Schwerpunkt platziert, der sich neben

Aktivitäten der Märchen-Stiftung Walter Kahn

einer Podiumsdiskussion zu »Märchenbücher – best practice« vor allem auch Nachwuchstalenten und der Präsentation ihrer Werke annahm. Weitere gemeinsame Initiativen sind für das Jahr 2013 an der Goethe-Universität sowie im Raum Frankfurt in Planung, damit wird das Grimm-Land Hessen zu einem wich-

tigen Förderschwerpunkt der Stiftung.

Die Stiftung wurde 1985 von Reiseunternehmer Walter Kahn gegründet, dessen Name traditionell mit der Entwicklung des Studienkreises für Tourismus sowie der Touristik Union International (TUI) verbunden wird. Fach- und publikumswirksame Projekte wie die jährliche Vergabe des Europäischen Märchenpreises, des Lutz-Röhrich-Preises sowie seit 2011 des Nachwuchspreises für Illustratoren, die Herausgabe des *Märchenspiegel – Zeitschrift für internationale Märchenforschung und Märchenpflege* sowie einer Schriftenreihe zu Vorlesungen werden aus den Stiftungserträgen finanziert, die Walter Kahn und seine Nachkommen großzügig bereitgestellt haben.

www.maerchen-stiftung.de, [www.fb.com/maerchenstiftung](https://www.facebook.com/maerchenstiftung)



**MÄRCHEN-STIFTUNG
WALTER KAHN**

Wie das Staatsrecht wurde, was es bald nicht mehr ist

Ein Gespräch mit dem Rechtshistoriker Michael Stolleis über seine jetzt vollendete vierbändige »Geschichte des öffentlichen Rechts in Deutschland«



Prof. Dr. Michael Stolleis, Rechtshistoriker (rechts im Bild), und Bernd Frye, Referent für Wissenschaftskommunikation am Exzellenzcluster »Die Herausbildung normativer Ordnungen«.

? Herr Professor Stolleis, Ihre jetzt abgeschlossene »Geschichte des öffentlichen Rechts in Deutschland« hat selbst wiederum eine Geschichte, Ihre persönliche Geschichte. Alles begann – so könnte man vielleicht sagen – mit einem Brief an die VolkswagenStiftung, in dem Sie um Bewilligung eines Forschungsjahres bitten. Und das ist mittlerweile mehr als 25 Jahre her.

Stolleis: Ich habe diesen Brief an die Volkswagen-Stiftung geschrieben, weil ich dachte, in der Mitte des Lebens müsste ich mich einmal auf eine größere Sache konzentrieren. Und da kam für mich als Öffentlich-rechtler und Rechtshistoriker nur etwas infrage, was es in der Wissenschaftslandschaft bislang nicht gab: eine Wissenschaftsgeschichte des öffentlichen Rechts. Die Privatrechtsgeschichte war bereits sehr gut vertreten, etwa durch das Meisterwerk von Franz Wieacker, das mich stark beeindruckt hat. Und dann habe ich eben den Entschluss gefasst, der VolkswagenStiftung geschrieben und eine Gesamtdarstellung in einem Band und in einem Jahr in Aussicht gestellt. Daraus sind dann vier Bände und 25 Jahre geworden.

? Die vier Bände umfassen zusammen rund 2000 Seiten und erstrecken sich über 400 Jahre, wobei Sie an der Darstellung, wie Sie schreiben, »teils in Haupt-, teils – und überwiegend – in Nebenstunden« gearbeitet haben. Ein Rezensent spricht von einem »großen und unwiederholbaren Wurf«. Würden Sie die »Geschichte des öffentlichen Rechts in Deutschland« als eine Art Lebenswerk bezeichnen?

Stolleis: Ja, rückblickend ist das wohl so. Man hat das selbst nicht in der Hand, vor allem die Zeitplanung. Ich war durch die Hochschullehrertätigkeit, die Leitung des Max-Planck-Instituts und vieles andere hauptamtlich beschäftigt, so dass die Bände in der Tat in Nebenstunden und in den Ferien geschrieben wurden.

? Sie betonen, dass es Ihnen um eine »Wissenschaftsgeschichte« des öffentlichen Rechts geht, also um eine Geschichte des Denkens über das öffentliche Recht. Und Sie sagen, dass Sie sich darüber hinaus auf »einen Grenzgang zwischen Realgeschichte und Geistesgeschichte« eingelassen haben. Was hat Sie an dieser Vorgehensweise gereizt?

»Ich wollte das Geflecht zwischen Realgeschichte und Wissenschaftsgeschichte aufsuchen.«

Stolleis: Zunächst: Verfassungsgeschichten gibt es genug und auch sehr gute, das brauchte ich nicht zu wiederholen. Es gibt auch – zwar nicht so gut und nicht so viel – Verwaltungsgeschichten. Was aber nicht geschrieben war, ist eben die Geschichte des Denkens über Verfassung und Verwaltung seit der frühen Neuzeit. Dabei wollte ich nicht die übliche Gipfelwanderung machen, also einen berühmten Autor nach dem anderen referieren, sondern das Geflecht zwischen Realgeschichte und Wissenschaftsgeschichte aufsuchen. Denn Juristen sind in besonderer Weise politiknah, praxisnah, immer verflochten in Interessen. Und das muss eben auch Gegenstand einer »Literaturgeschichte des öffentlichen Rechts« sein.

? Historiker werden zuweilen als »rückwärtsgewandte Propheten« bezeichnet, die Ereignisse in der Gegenwart im

Nachhinein mit einer Vorgeschichte ausstatten und dann sagen: »Das musste ja so kommen!« Sie betonen an einer Stelle, Sie wollten es gerade vermeiden, eine Fortschrittsgeschichte zu schreiben, »die mit den verräterischen Worten ›schon‹ und ›noch‹ arbeitet und »eine verdeckte oder offene Zielperspektive auf die eigene Gegenwart« einnimmt. Warum war Ihnen das so wichtig?

Stolleis: Weil ich viele Beispiele von Geschichtsschreibung kenne, die auf die Gegenwart zielen und letztlich einen Aufstiegsweg, eine Fortschrittsgeschichte bis zur Gegenwart zeichnen. Andere schreiben eine Verfallsgeschichte, ausgehend von einer idealen Periode, von der es bis zur Gegenwart abwärts geht. Beides ist nicht genuin historisch gedacht. Man muss vielmehr die Autoren, die Werke und die Umstände, unter denen geschrieben worden ist, möglichst so nehmen, wie sie waren. Natürlich können wir nicht in diese Zeit zurückspringen; wir sind gefangen in unserer Identität und in unserer Zeit. Aber wir können uns wenigstens teilweise frei machen von bestimmten Verhexungen der Perspektive.

? Bevor wir die 400-jährige Geschichte des öffentlichen Rechts gleichsam im Schnelldurchgang beleuchten und hier und da Schlaglichter setzen: Worüber sprechen wir, wenn wir über öffentliches Recht sprechen? – In einer Rezension heißt es, dass Sie »Konturen eines ziemlich blassen Gebildes« schärfen, »das sich öffentliches Recht nennt und den Staatsapparat meint«. Würden Sie dieser Definition zustimmen?

Stolleis: Öffentliches Recht ist nicht »der Staatsapparat«. Unter Staatsapparat verstehe ich die Institutionen und die dort arbeitenden Menschen. Was ich mit öffentlichem Recht meine, sind die Normen des Staatsrechts, Verwaltungsrechts, aber auch der Beziehungen zwischen Staat und Kirche, des Religionsrechts oder Staatskirchenrechts, und schließlich des Rechts zwischen den Staaten, also des Völkerrechts. Die Werke, die darüber geschrieben worden sind, beeinflussen das jeweils geltende öffentliche Recht, wie umgekehrt dieses Recht wiederum das Denken beeinflusst. Und insofern meine ich, man sollte als Historiker – und methodisch bin ich Historiker – diese beiden Sphären nicht trennen, sondern möglichst die Vernetzung der Sphären des Denkens, der Normativität und des Handelns herausarbeiten.

? Zu welchem Zeitpunkt und in welchem Kontext beginnt denn eine Wissenschaft vom öffentlichen Recht? – Im ersten Band, der von 1600 bis 1800 reicht, zeichnen Sie die Wege nach, auf denen die Lehre des Staats- und Verwaltungsrechts den Staat der frühen Neuzeit bei seiner Entwicklung begleitete und formen half.

Stolleis: Am Ende des 16. Jahrhunderts, in einer Verfassungskrise, beginnt man darüber nachzudenken, vor allem auf protestantischer Seite: Was sind die Grundlagen unserer Reichsverfassung? Die ersten Vorlesungen tauchen deshalb auch an protestantischen Universitäten um 1600 auf. Die erste wurde wohl an der Nürnberger Universität Altdorf im Jahr 1600 gehalten. Dann breitete sich die Materie langsam aus, es

entstanden Lehrbücher, Dissertationen, Disputationen – alles, was zu einem Fach dazugehört. Und so gab es einen breiten Strom von Veröffentlichungen bis zu den gewaltigen Summen des 18. Jahrhunderts. Der erste Band schloss, es ging nicht anders, mit der Zäsur von 1806, also mit dem Zusammenbruch des Heiligen Römischen Reichs Deutscher Nation.

? Ihr zweiter Band behandelt die Jahre 1800 bis 1914. Sie beschreiben vor allem für die Jahre ab 1871 einige Fortschritte. In den »bürgerlichen Kreisen« war man zu Frieden und »glaubte, auch für das öffentliche Recht eine lange Periode ruhiger Pflege vor sich zu haben. In diesem Klima«, so schreiben Sie weiter, »ging selbst die Arbeiterbewegung von revolutionären zu reformerischen Positionen über«. War das eine Blütezeit des öffentlichen Rechts?

Stolleis: Ja, es wird meistens so gesehen, dass mit der Reichsgründung von 1871 und mit den ersten großen Werken zum Reichsstaatsrecht – da muss der Name Paul Laband genannt werden – das moderne öffentliche Recht mit seiner typischen Dogmatik beginnt. Ich betone demgegenüber die Langzeitperspektive bis zurück ins 17. Jahrhundert und im 19. Jahrhundert dann auch die öffentlich-rechtliche Literatur zwischen 1815 und 1848. Die gescheiterte Revolution von 1848/1849 war für die Nation und speziell für das Bürgertum die Zäsur schlechthin, der Aufschub des Projekts, einen freiheitlichen Nationalstaat zu schaffen. Aber, Sie haben ebenfalls Recht: Ab 1871 beginnt eine neue Periode, die dann allerdings am 1. August 1914 wieder endet. Insofern schließt der Band mit dem Kriegsausbruch. Ich habe bewusst das Kriegsverwaltungsrecht und die Dynamik des Krieges auf den dritten Band verschoben, um besser in das

»Die Weimarer Verfassung war zwar nicht perfekt konstruiert, sie war aber auch nicht so fehlerhaft.«



„Zeitalter der Massen“, konkret in die Weimarer Republik und in den Nationalsozialismus überleiten zu können.

? Von unserer Perspektive aus folgt dem Ersten Weltkrieg recht bald der Zweite. Und es gibt ja die These, dass das Scheitern der Weimarer Republik und damit in gewisser Hinsicht auch der Beginn des Nationalsozialismus schon in der Struktur der Weimarer Reichsverfassung angelegt war. Sie betonen demgegenüber, dass die Weimarer Zeit »keine Einbahnstraße« war, die notwendig zum Nationalsozialismus führen musste.

Stolleis: Die Weimarer Verfassung war zwar nicht perfekt konstruiert, sie war aber auch nicht so fehlerhaft, wie man sie dann später gedeutet hat. Sie hätte durchaus überleben und verbessert werden können, wenn die Zeitumstände günstiger gewesen wären – und sie hätte auch überlebt, wenn es mehr Demokraten gegeben hätte. Aber die Tradition war monarchistisch, autoritär, antiliberal und antiparlamentarisch. Insofern hatte die parlamentarische Demokratie in den Krisenjahren, spätestens ab 1929, kaum noch Kredit. Das heißt nicht, dass die Staatsrechtslehrer Nationalsozialisten waren. Es gab unter ihnen nur vereinzelt Mitglieder der NSDAP vor 1933. Aber man weinte der Weimarer Verfassung keine Träne nach – ohne zu wis-



Stolleis: Zerstörung meint zunächst einmal die Zerschlagung der Weimarer Verfassung durch Hitler, das Ende der Grundrechte, des Föderalismus, des Dualismus von Präsident und Kanzler, das Verbot der Parteien und der Gewerkschaften und die Ausschaltung des Parlaments durch das Ermächtigungsgesetz. Selbsterstörung meint aber auch, dass viele Öffentlichrechtler bei der Zerstörungsarbeit mitgeholfen haben. Einige machten ganz dezidiert mit und schärften ihr Profil als NS-Staatsrechtslehrer. Andere adaptierten den Wortgebrauch, hielten aber an alten Positionen fest. Wieder andere verstummten oder wichen auf harmlose Gebiete aus. Je tiefer man da hineinleuchtet, desto schwie-

»Die Juristen sind nicht die Beherrscher des Feldes Normativität.«

riger wird es zu sagen, was eigentlich NS-Staatsrechtslehre im Kern war. Sicher waren es nicht jene zwei oder drei SS-Juristen, die rassistische Thesen vertraten und insofern auch nicht mehr die Staatsrechtslehre darstellten. Statt einer Schwarz-Weiß-Malerei kommt es also auf die Graustufen an.

? Sie schreiben im vierten Band, dass die »nach 1945 populär gewordene Metapher einer ›Stunde Null‹ [...] nur mit Vorsicht verwendet werden sollte«. Wenn man sich die Tatsache vor Augen führt, dass etwa im Bundesnachrichtendienst, im Bundesamt für Verfassung und im Bundeskriminalamt die alten NS-Fachleute wieder Schlüsselpositionen besetzt hatten, ist der Begriff »Stunde Null« wohl nicht nur mit Vorsicht zu genießen, sondern vielleicht sogar schlichtweg falsch ...

Stolleis: Ganz falsch ist er nicht, weil mit der Kapitulation der Streitkräfte, mit der Zerstörung der Städte und mit Hunger und Flüchtlingselend durchaus eine Stunde Null gekommen war. Blickt man aber auf die Kontinuitäten der Personen und vieler Institutionen, gab es natürlich keine Stunde Null. Übrigens ist das kaum jemals bei einem politischen Umbruch der Fall. Man könnte allenfalls in der Wissenschaftsgeschichte der DDR insofern von einer Stunde Null sprechen, als nahezu das gesamte wissenschaftliche Personal entlassen oder pensioniert wurde, teils in den Westen ging oder verstummte.



sen, was nun kommen würde. Viele hofften, so auch die Deutschnationalen, sie würden Hitler einbinden und bald wieder entmachten können. Das waren, wie wir wissen, Illusionen.

? In der zweiten Hälfte des dritten Bandes, der die Jahre 1914 bis 1945 zum Inhalt hat, beschreiben Sie die NS-Zeit. Ein Kapitel hat die programmatische Überschrift »Zerstörung und Selbsterstörung eines Faches«. Inwiefern hat die Staatsrechtslehre denn an ihrem eigenen Niedergang mitgewirkt?

? Dieser Stunde Null folgte allerdings nicht mehr viel. Über die Staatsrechtslehre der DDR in den Nachkriegsjahren zehnten bemerken Sie in Ihrem Buch lakonisch, dass sie »verschwand, ohne wissenschaftliche Spuren zu hinterlassen«.

Stolleis: Das ist in der Tat eine gewisse Tragik der Staatsrechtslehre in der DDR. Sie beginnt mit dem Versuch, einen Kommentar zur DDR-Verfassung von 1949 zu schreiben. Die Regierung untersagte das. Es gab zunächst auch kein Lehrbuch des Staatsrechts. Später erschien eines und auch ein Kommentar zur Verfassung. Aber eine freiheitliche Diskussion über öffentliches Recht war nicht möglich. Stets steckte die Partei die Zäune um. Es gab ab 1952 keine Verwaltungsgerichte mehr, schon gar keine Verfassungsgerichtsbarkeit und keine Unabhängigkeit der Justiz. Mit anderen Worten:

»Die Rechtsgeschichte bleibt als Grundlagenfach der Juristenausbildung unverzichtbar.«

Alles, was einen Rechtsstaat ausmacht, war in der DDR nicht vorhanden. Und insofern muss man für die Professoren in der DDR sagen: Sie haben ihre Lebensarbeit an einen Gegenstand gewendet, der mit der Wiedervereinigung verschwunden ist. Das ist freilich in der Geschichte des öffentlichen Rechts kein Einzelfall.

? In der Bundesrepublik haben dagegen auch Nicht-Juristen in den staats- und verfassungsrechtlichen Diskussionen Spuren hinterlassen. Es gibt beispielsweise den berühmten Begriff des »Verfassungspatriotismus«, geprägt von dem Politikwissenschaftler Dolf Sternberger und wesentlich aufgenommen und bekannt gemacht von Jürgen Habermas.

Stolleis: Ich beschränke mich hier einmal auf Habermas: Für ihn, mit seiner starken Orientierung am freiheitlichen Westen, bildet die Verfassung den eigentlichen Kern des Staates. Er sagt: Das ist unser »Grundgesetz«, somit unser Staat, den wir mit demokratischem Leben zu erfüllen haben. Die Nation tritt demgegenüber als Bindemittel zurück. Wie in Amerika soll die Verfassung die widerstrebenden Einzelteile der pluralen Gesellschaft zusammenbinden. Das war damals eine sehr moderne Idee und sie beruht unter anderem auch auf dem Einfluss eines weiteren Nicht-Juristen, nämlich des Politologen Ernst Fraenkel, der vor seiner Emigration allerdings Jurist gewesen war.

? Ihrer Einschätzung nach steht »die Jurisprudenz, gebunden an relativ wenige normative Texte« geradezu »hilflos da, wenn sie eine Welt ordnen soll, deren Inhalte sie ohne Nachbarwissenschaften gar nicht kennen kann«. Und Sie plädieren deshalb für eine »Pluralisierung des methodischen Zugriffs«. Im Frankfurter Exzellenzcluster »Die Herausbildung normativer Ordnungen«, dessen Gründungsmitglied Sie sind, hat diese Pluralisierung ein gemeinsames Dach.

Stolleis: Ja, das ist so. Die Entstehung normativer Ordnungen kann nicht allein von Juristen erklärt werden. Sie sind nicht die Beherrscher des Feldes Normativität, und sie tun generell gut daran, sich zu ver-



gewissern, was auf den anderen Feldern geschieht. Schon jeder Richter ist auf Sachverständige angewiesen, um einen Fall zu entscheiden. Allerdings hat es in der Nachkriegsgeschichte recht lange gedauert, bis sich etwa die Disziplin des Staatsrechts den außerjuristischen Fächern geöffnet hat. Erst in den 70er Jahren kam Bewegung in die Sache, die Vereinigung für Rechtssoziologie wurde gegründet und die politische Wissenschaft kam aus Amerika quasi neu gegründet wieder in die Bundesrepublik zurück. Heute wird jedenfalls niemand mehr die Position vertreten, für die Gewinnung einer »richtigen« Entscheidung genüge es, ins Gesetz oder in die Verfassung zu schauen.

? Der Cluster hat vor rund drei Jahren eine Ringvorlesung veranstaltet mit dem Titel »Recht ohne Staat – Zur Normativität nichtstaatlicher Rechtsetzung«. Und Sie selbst sprechen im Ausblick-Kapitel Ihres vierten Bandes davon, »dass der klassische ›Staat‹ nicht mehr die zentrale Rolle einnimmt«. Welche Hauptveränderungen sind zu beobachten – vor allem auch im Zuge der Globalisierung?

Stolleis: Es gibt zwei Hauptphänomene – zunächst die Europäisierung unserer Rechtsordnung. Es ist evident, dass wir Hoheitsrechte abgegeben haben und wohl weitere abgeben müssen. Im Moment ist dies der schwierigste Punkt: Wie viel darf abgegeben werden, ohne dass der Nationalstaat klassischer Prägung seine Identität verliert, und wo hat diese Identität ih-



nen zu der Frage aller Fragen: Was können wir aus der Geschichte – in diesem Fall aus der des öffentlichen Rechts – für die Zukunft lernen?

Stolleis: Ich stehe dieser Frage skeptisch gegenüber, weil bekanntlich aus historischen »Fakten« keine Normen entspringen können. Dennoch – vielleicht in gewissem Widerspruch dazu – meine ich, dass die Beschäftigung mit der Geschichte auch der einzige Weg ist, um etwas zu lernen. In dem Buch spreche ich davon, dass wir den Weg nach vorn nur mithilfe derjenigen Krücken beschreiten können, die wir uns aus den Erfahrungen der Vergangenheit anfertigen. Insofern brauchen wir die Vergangenheit als Reservoir, auch unserer Kultur. Deswegen betreibe ich ja Rechtsgeschichte, weil ich Rechtsgeschichte als Grundlagenfach für die Juristenausbildung, die Anspruch auf kritische Wissenschaftlichkeit erhebt, für unverzichtbar halte. ♦

ren Sitz? Das zweite ist die Globalisierung, welche die Grenzen transparent werden lässt oder aufhebt. Man spricht sogar von Ortlosigkeit in dem Sinne, dass die Grenzen durchlässig sind, dass Wirtschaft, Informationen, Kriminalität oder Kriege alle Grenzen überschreiten. Daraus folgt, dass der klassische Nationalstaat, auf sich gestellt, seine Handlungsfähigkeit verliert. Außerdem entsteht in der globalen Welt massenhaft neues Recht ohne Staat. Es gibt Schiedsgerichte, die keinen Staat mehr brauchen, es gibt Weltkonzerne, die ihre Normen durchdrücken bis zum letzten Benutzer. Recht ohne Staat hat keinen legitimen und verantwortlichen Erzeuger mehr. Das ist ein Problem der an den Staat gebundenen Demokratie. Und es gibt ein Durchsetzungs- und Rechtsschutzproblem: Was macht der Bürger gegenüber einengenden Rechtsnormen, die aus dem Web angefliegen kommen? Was macht er gegen Kriminalität im Netzwerk? Insofern gibt es drängende neue Fragen, und die Rechtstheorie tut gut daran, sich mit Philosophen, Politikwissenschaftlern und Soziologen zusammenzutun. Genau dies machen wir im Cluster im Frankfurt.

? Wir hatten zu Anfang über methodische Überlegungen gesprochen. Vielleicht können wir den Bogen zurückspan-

Zur Person



Prof. Dr. Michael Stolleis, 71, lehrte bis 2006 Öffentliches Recht und Neuere Rechtsgeschichte an der Goethe-Universität und war von 1992 bis 2009 Direktor am Frankfurter Max-Planck-Institut für europäische Rechtsgeschichte, an dem er bis heute arbeitet. Zudem gehörte er zu den Mitgliedern des

Exzellenzclusters »Die Herausbildung normativer Ordnungen« der Goethe-Universität. Stolleis studierte Rechtswissenschaft in Heidelberg, Würzburg und München und legte die juristischen Staatsexamina 1965 in Würzburg und 1969 in München ab. Nach Promotion und Habilitation in München folgte Stolleis 1974 dem Ruf nach Frankfurt. Als Autor zahlreicher Veröffentlichungen zur deutschen Rechtsgeschichte, Juristischen Zeitgeschichte und Neueren Rechtsgeschichte hat er sich auch international einen Namen gemacht. Der Rechtshistoriker erhielt 1991 den Leibniz-Preis der Deutschen Forschungsgemeinschaft, 2000 den Balzan-Preis sowie weitere wissenschaftliche Auszeichnungen. Stolleis ist Mitglied verschiedener Akademien, so auch der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung.

Aus der Zeit gefallene Geschichtsschreibung

Der vierte Band von Stolleis' Geschichte des öffentlichen Rechts behandelt die Bundesrepublik und die DDR

Als Einzelperson eine Geschichte des öffentlichen Rechts zu schreiben, ist ein grandioses Vorhaben, das an die enzyklopädischen Projekte des 19. Jahrhunderts erinnert, als es noch keine multimediale Ablenkungen gab. Mit solch

aus der Zeit gefallener Gelehrsamkeit und disziplinierter Zielstrebigkeit hat der emeritierte Frankfurter Professor und ehemalige Direktor des Max-Planck-Instituts für Rechtsgeschichte Michael Stolleis seine Wissenschaftsgeschichte des

öffentlichen Rechts verfasst, eine Geschichte, »welche die akademischen Diskurse über alle Phänomene öffentlicher Herrschaft in Politik, Mentalität und Sozialgeschichte der jeweiligen Zeit einzubetten« sucht. Die ersten drei Bände erschienen

1988, 1992 und 1999 und erkundeten die Periode von der Frühen Neuzeit bis zum Nationalsozialismus. Nun liegt der lange erwartete vierte Band dieser maßstabsetzenden Darstellung vor, der sich dem deutschen öffentlichen Recht in der Bundesrepublik und der DDR von 1949 bis 1990 widmet.

Stolleis' leicht zugängliche, elegante Sprache, die auf juristisches Fachvokabular überwiegend verzichtet, macht das Buch auch für Nichtjuristen zu einem Lesevergnügen. Die treffenden Charakterisierungen einzelner Personen lassen diese lebendig vor Augen erstehen, ironische Bemerkungen würzen die Darstellung, versteckt in den Fußnoten finden sich zahlreiche unterhaltsame Anekdoten. Spannend ist das Buch auch deshalb, weil Stolleis im Urteil über Personen und Vorgänge keine Scheu an den Tag legt – er bezieht klare Position. Das mag manche, die einen »streng wissenschaftlich-objektiven« Text erwarten, überraschen oder sogar befremden. Doch Stolleis macht damit nur explizit, was bei näherem Nachdenken ohnehin klar wird: Jede Darstellung der Jahre von 1945 bis 1990 ist notwendig geprägt von subjektiven Einschätzungen, vom Auswählen aus der Vielfalt möglicher Erzählstränge und kann damit in diesem Falle nur die Geschichtserzählung des Autors Michael Stolleis sein, niemandes anderen. Er ist sich dessen sehr bewusst und reflektiert darüber: Seine Perspektive ist eine westdeutsche, er hat die Zeit persönlich miterlebt und -gestaltet. Die »Vervielfachung der handelnden Personen« und der »Zuwachs an Primär- und Sekundärquellen«, die »schiere Masse des Gedruckten« benennt prägnant die Schwierigkeiten dieses gigantischen Projekts, das Stolleis dennoch wagt, denn, so konstatiert er, »auch die zeitgenössische Geschichte muss erzählt werden«.

Öffentliches Recht und politische Geschichte

Der vierte Band zeichnet die maßgeblichen Entwicklungslinien der Geschichte des öffentlichen Rechts in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts in der Bundesrepublik und der DDR nach. Der

Rechtshistoriker rückt die handelnden Personen in ihren institutionellen Bezügen in den Fokus, er nähert sich den inhaltlichen Auseinandersetzungen im öffentlichen Recht von ihrem zeitlichen Kontext her, was sie erst verständlich macht. Dabei begreift Stolleis das öffentliche Recht als untrennbar mit dem politischen Geschehen verknüpft: Er zeichnet die Wissenschaft vom öffentlichen Recht als eine ausgesprochen politische. Es geht ihm damit um weit mehr als die Geschichte eines Wissenschaftszweiges. Für Stolleis bedingen sich »äußerer Rahmen der Ereignisse« und »Wahrnehmung der Ereignisse« gegenseitig. In solcher Erzählung wird durch das Prisma verfassungs- und verwaltungsrechtlicher Diskurse die allgemeine politische Geschichte von Bundesrepublik und DDR sichtbar.

Vielfältige Entwicklungsstränge – kritisch beleuchtet

Die einzelnen Kapitel sind teils chronologisch, teils thematisch geordnet. Die Geschichte des öffentlichen Rechts der DDR wird konsequent in die Narration einer gesamtdeutschen Rechtsgeschichte



eingebunden. Stolleis hebt dabei die politisch-instrumentelle Funktion des Rechts in der DDR hervor, wofür zentraler Ausgangspunkt die Babelsberger Konferenz von 1958 war, auf der kurioserweise zugleich das Verwaltungsrecht abgeschafft wurde. In der bundesrepublikanischen Entwicklung geht es zunächst um den Wiederaufbau. Eindrucksvoll ist die Schilderung der Berufungspraxis bei NS-belasteten Professoren und die anfänglich ausfallende Aufarbeitung des braunen Erbes.

In der Folge steht die Erzählung ganz im Zeichen des Grundgesetzes, zunächst seiner Schaffung, dann der Auslotung seiner Gehalte durch Bundesverfassungsgericht und Wissenschaft. Demokratiefra-



Michael Stolleis

Geschichte des öffentlichen Rechts in Deutschland.
Vierter Band, Staats- und Verwaltungsrechtswissenschaft in West und Ost 1945–1990
München 2012,
C. H. Beck,
ISBN 978-3-406-63203-7,
720 Seiten, 68 Euro.

gen ist ein eigenes Kapitel gewidmet, mit lehrreichen und zugleich mahnenden Ausführungen zur »wehrhaften Demokratie«. Neben dem Verfassungsrecht behandelt der Rechtshistoriker auch – und stets tiefgründig – das Verwaltungsrecht, Sozialrecht, Völkerrecht und Europarecht. Berichte zu den juristischen Fakultäten

lesen sich wie ein Who's Who der Staatsrechtslehre. Detaillierte Analysen der Lehrbuch-, Kommentar- und Aufsatzproduktion gewähren Einblick in zahlreiche Kontroversen.

Wo vorher ein undurchdringlicher Dschungel wucherte, ist es Michael Stolleis gelungen, Pfade zu schlagen – Pfade, von denen alle weiteren Erkundungen ausgehen werden. »Der Stolleis« ist schon jetzt ein Klassiker und zeigt, dass es durchaus lohnen kann, aus der Zeit zu fallen und zur Gelehrsamkeit des 19. Jahrhunderts zurückzukehren. ◆

Die Rezensentin

Dr. Anna Katharina Mangold, LL.M. (Cambridge), leitet als Schumpeter Fellow der VolkswagenStiftung am Institut für öffentliches Recht der Goethe-Universität das Projekt »Demokratische Inklusion durch Recht. Zur normativen Rechtfertigung von Antidiskriminierungsrecht«. Daneben forscht sie allgemein zu öffentlichem Recht und juristischer Zeitgeschichte, besonders der Europäisierung des deutschen Rechts sowie zu Grundlagenfragen der Rechtswissenschaft, namentlich Methoden und Rechtsphilosophie.

Im Fokus der Frankfurter Uni-Geschichte: Personen statt Institutionen

Historiker Hammerstein widmet sich der Zeit von 1945 bis 1972

So viel ist normal: Universitäten lassen ihre Geschichte schreiben; Jubiläen sind dazu ein besonderer Ansporn. Dass zwei Jahre vor 2014 ein dickes Buch zur Frankfurter Universität zwischen 1945 und 1972 erscheint, überrascht also nicht so sehr. Frankfurt macht es aber – wie fast immer – etwas anders. Während die meisten Universitäten auf vielbändige Sammelwerke setzen, legt Notker Hammerstein den zweiten Band einer Monografie vor, also eine klassische Universitätsgeschichte aus einer Hand und aus einem Guss.

Der zum 75. Jubiläum erschiene erste Band hatte die Zeit bis zum

Universität, Ministerium und Stadt und Berufungsberichte sind die zentralen Quellen. Der Zeitzeuge tritt in besonders lebendigen individuellen Charakterskizzen in Erscheinung.

Hammerstein sieht die Universität als einen Ort, den man nur versteht, wenn man die Wissenschaftler kennt, die länger dort tätig waren. Wie die zwar immer größer werdende, aber in diesem Zeitraum doch noch überschaubare Gruppe der Professoren ausgewählt wurde, interessiert ihn daher besonders. Ein großer Teil des Bandes besteht aus der detaillierten Schilderung, wie sich die Zusammensetzung der Fakultäten veränderte. Er ist damit auch die Geschichte erfolgreicher Berufungen und erfolgloser Berufungsversuche – ein biografisches Lexikon der Goethe-Universität.

Damit verwoben ist eine Geschichte der Universitätspolitik: Sie vermeidet simple Gegenüberstellungen wie Emigranten gegen Kollaborateure, Professoren gegen Studierende, Ordinarien gegen Nachwuchswissenschaftler. Hammerstein hält allenfalls den Gegensatz Universität und Ministerium für weitgehend strukturell bedingt. Weil er den Fokus auf Personen statt Institutionen legt, wird deutlich, dass die Geschichten deutscher Universitäten nach 1945, die sich vor allem auf diese scheinbar klaren Frontlinien konzentrieren, zumindest für Frankfurt zu wenig erklären.

Unmittelbar nach dem Krieg suchten Studierende und Lehrende gemeinsam, eine neue Universität zu gründen, die sich vom abschreckenden Modell des Dritten Reichs absetzen sollte. Alles war denkbar, in der Not des Provisoriums vieles möglich und zugleich umstritten: Waren ein verpflichtendes *Studium generale*, die Rückkehr zur Verwaltung der Universität durch von den Professoren gewählte, häufig wechselnde Vertreter anstelle der direkten Eingriffe des Staates, die Verbannung studentischer Verbindungen, die Öffnung gegenüber der Gesellschaft, die konsequente Verabschiedung aller Nationalsozialisten der richtige Weg? Konnte die Universität Emigranten zur Rückkehr bewegen, wenn

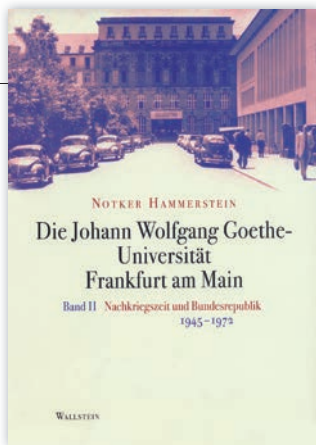
sie inzwischen eine gute Stellung in ihrem Gastland hatten, zumal Hessen deutlich schlechtere Bedingungen bot als andere Länder? Die Bereitschaft zur Wiedergutmachung spiegelte sich beispielsweise darin, dass die Universität hintereinander drei zurückgekehrte Emigranten zum Rektor wählte: 1951 bis 1953 Max Horkheimer, 1953/1954 Oscar Gans und 1954/1955 Fritz Neumark.

Die Entscheidung fiel für die konservativere Ordinarienuniversität, das hatte viele Gründe. Die Klagen darüber, dass die Landesregierungen nichts gegen die dramatische Überfüllung der Universität unternahm, finden sich seit den 1950er Jahren durchgängig. Es wurde zunehmend Routine, dass sich Hunderte von Studierenden in Vorlesungen und Seminaren drängten. Eine direkte Kommunikation zwischen den vielen Studierenden und den wenigen Professoren war kaum mehr möglich, so dass die Hierarchie zwischen Lehrenden und Lernenden im Vergleich zu den späten 1940er Jahren deutlich zunahm. Eine Universität, die nach amerikanischem oder britischem Muster zugleich Arbeits- und Lebensgemeinschaft war, wurde rasch undenkbar. Das Streben der Professoren wie der Träger der Stiftungsuniversität nach einer sichtbaren institutionellen Autonomie, die sich bewusst von der staatsuntertänigen Führeruniversität des Dritten Reiches absetzen wollte und die sich übrigens auch in der Einführung von Talaren durch Rektor Max Horkheimer ausdrückte, ließ das Gefühl der eigenen Bedeutung übermäßig wachsen. Das (ver-)führte die Universität dazu, Rituale wie die feierliche Immatrikulation mit Professorenprozession zu erfinden, die »zu gespreizter Selbstdarstellung« wurden.

Wie Spannungen zwischen Professoren und Studierenden entstanden, wird in Hammersteins Darstellung gut nachvollziehbar, auch, dass die Gräben zwar vorwiegend, aber eben nicht ausschließlich zwischen Statusgruppen verliefen. Im universitären Alltag war das Leben in den Fakultäten von vielfältigen ideologischen und persönlichen Rivalitäten

Notker Hammerstein

Die Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main, Nachkriegszeit und Bundesrepublik 1945–1972, Band II, Verlag Wallstein, Göttingen 2012, ISBN 978-3-8353-0550-2, 982 Seiten, 49 Euro.



Zweiten Weltkrieg geschildert, der zweite setzt die Geschichte bis zum Hessischen Universitätsgesetz von 1970 fort. Die Geschichte scheint in groben Zügen vielen bekannt: die Chance zur Öffnung der Universität durch Übernahme des zukunftsfähigen amerikanischen Modells, die durch reaktionäre Ordinarien hintertrieben wurde; die Irritation der in diesem Punkt klügeren Studierenden und Landespolitiker; der harte Konflikt 1968, der im demokratischen Umbau der Universität kulminierte und zugleich deren »Verstaatlichung« vollendete. Doch einen aufschlussreichen Blick hinter die Kulissen eröffnet erst diese Publikation. Hammerstein schreibt als Historiker und Zeitzeuge. Als Historiker arbeitet er auf der Grundlage der Überlieferung der Universität: Protokolle von Gremiensitzungen, Korrespondenz zwischen

geprägt. Die Auseinandersetzungen zwischen Fraktionen der Studierendenschaft, des akademischen »Mittelbaus«, der Professoren und den keineswegs immer konsequent agierenden Amtsträgern der Universität begannen lange vor 1968 und erreichten ihren Höhepunkt in den 1970er Jahren. Das Verhältnis von Eskalation und politisch gewollter Demokratisierung der Universitäts-gremien war also komplex, zumal die Brückierung auch des Frankfurter

Rektorats durch das Universitätsge-setz die universitäre Öffentlichkeit polarisierte: Am 6. Mai 1970 waren alle hessischen Rektoren aus Protest gegen die Beratung des neuen Ge-setzes, in die sie kaum eingebunden gewesen waren, von ihren Ämtern zurückgetreten.

Hammersteins Universitätsge-schichte kennt weder Helden noch Schurken, sondern in einem komple-xen Geflecht von Interessen und Überzeugungen agierende Personen.

Er spart nicht mit Urteilen, ohne par-teilich zu sein – für diese Jahre eine besonders beeindruckende Leistung.

Der Rezensent

Prof. Andreas Fahrmeir ist seit 2006 Professor für Neuere Geschichte an der Goethe-Universität. Er ist selbst Alumnus der Goethe-Universität, hat zwar die hier geschilderte Epoche nicht erlebt, aber viele der behandelten Personen noch kennengelernt.

Anzeige



TAGEN AM FORSCHUNGSKOLLEG HUMANWISSENSCHAFTEN

Ein Ort für Ihre Veranstaltungen im Bereich Bildung und Wissenschaft
in Bad Homburg vor der Höhe

Die Distanz und gleichzeitige Nähe des Kollegs zu Frankfurt am Main und zur Goethe-Universität sowie seine ruhige Lage im Park der Villa Reimers bieten einen besonderen Rahmen sowohl für Arbeitskreise und Klausurtagungen als auch für Empfänge, Vorträge, Lesungen und internationale Konferenzen. Vereinbaren Sie Ihre persönliche Führung durch das Forschungskolleg Humanwissenschaften der Goethe-Universität.

Tagungsräume

In den Konferenzräumen können Veranstaltungen mit bis zu 60 Teilnehmern durchgeführt werden. Für Tagungen mit bis zu 120 Personen steht der Vortragsraum zur Verfügung. Das stilvolle Ambiente des großen Salons der Villa Reimers bietet zudem die Möglichkeit, Diskussionsrunden und Besprechungen in einem eher informellen Rahmen auszurichten.

Service

Natürlich stellt das Kolleg modernste Veranstaltungstechnik bereit. Die Veranstaltungen werden durch ein Tagungsbüro unterstützt. Auch Übernachtungsmöglichkeiten in benachbarten Hotels können gerne vermittelt werden. Individuelle Serviceleistungen stehen in Absprache mit den Veranstaltern zur Verfügung.

Module

Die Konferenzräume können tageweise oder halbtags gebucht werden. Bei Tagesveranstaltungen kann zwischen dem Angebot eines Buffets oder dem Servieren warmer Gerichte gewählt werden.

www.forschungskolleg-humanwissenschaften.de | info@forschungskolleg-humanwissenschaften.de | Telefon 06172/139770



Ohne Belehrung durch die Welt der Bildung

Kleine Enzyklopädie mit überraschenden Einblicken

Der Band kommt nüchtern daher und systematisch: »Ziele und Formen, Traditionen und Systeme, Medien und Akteure« von Bildung sollen vorgestellt werden in dem Sammelband, den Michael Maaser, der Leiter des Frankfurter Universitätsarchivs, und Gerrit Walther, Wuppertaler Historiker für die frühe Neuzeit mit Frankfurter akademischen Wurzeln, herausgegeben haben. Es geht um »Bildung« in ihren Aspekten, Akteuren, Vermittlungsinstanzen, ihrer Betriebsamkeit und ihrem Alltag. Doch was nach einem anstrengenden wissenschaftlichen Parcours klingen könnte, ist die Einladung zu einem Spaziergang durch die Geis-

aus verschiedenen Blickwinkeln von den Autoren entfaltet.

Die Heiligtümer der bürgerlichen Bildungsreligion (Literatur, Konzert, Oper) werden dabei eher en passant mit einbezogen, gleichberechtigt mit handwerklicher und naturwissenschaftlicher Bildung. Dafür sind Geschmack und Genuss vertreten in Form von kulinarischer und sogar erotischer Bildung. Auch praktische Bildung wird in vier Unterkapiteln vorgestellt, zu der neben handwerklicher und technischer auch die naturwissenschaftliche und die medizinische Bildung gezählt werden.

Hartmut Günther beschreibt »sprachliche Bildung« als umfassende kulturelle Praxis, die mit Literatur und Lesen verbunden ist und grenzt sie so vom derzeit gängigen Begriff »Lesekompetenz« ab. Als einer »Technik der Bildung« ist dem Lesen ohnehin ein eigener Beitrag gewidmet (Michael Maaser). Zum Lesen im weiteren Sinne gehört auch der Beitrag über die Vorlesung (Gerrit Walther), der den Abschnitt »dabei sein« eröffnet. Der akademische Vortrag vor großem Auditorium im steil ansteigenden Hörsaal ist auch nach Jahrzehnten zum Teil erbittert ausgeprägter Kämpfe darüber, ob dies demokratisch oder didaktisch angemessen sei, die im allgemeinen Bewusstsein mit Universität assoziierte Lehrform geblieben. Gerrit Walther hält kein Plädoyer in diesem Grundsatzstreit, sondern beschreibt die Vorlesung als historisch geworden und benennt die Bedingungen, unter denen sie gelingen oder eben scheitern kann.

Jeder mediale Fortschritt war von pessimistischen Prognosen begleitet

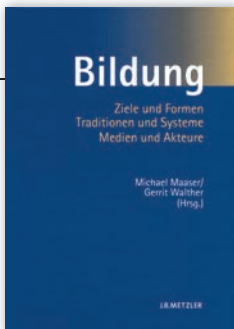
Erhöhen neue Medien die Bildungswirkung oder verringern sie sie? Diese Frage wird ohne Pathos oder Ideologie pragmatisch erörtert und damit letztlich als unzulässig beiseitegeschoben: Zwar wenden sich die Herausgeber gegen eine »moderne Obsession mit Medien«, doch in einen Klagegesang stimmen sie ebenso wenig ein. Stattdessen verweisen sie darauf, dass pessimistische Prognosen noch jeden medialen Fortschritt begleitet haben: über den Buchdruck bis zurück sogar zur

Schrift, dem elementarsten, für uns selbstverständlichen Bildungsmedium, in dem aber Platon eine Gefahr sah, weil die Schrift spontane, wahre Mündlichkeit verfälsche.

Vom Leitbild zum Nischenphänomen

Der besondere Genuss steckt in den unerwarteten, überraschenden Artikeln: Wenn bei den Akteuren von Bildung neben Professor und Student, Lehrer und Schüler, Verlage, Stiftungen und Netzwerke etwa auch der Verwaltung ein Beitrag gewidmet ist (Johannes Süßmann). Verwaltung müsse zur Bildung in einem Spannungsverhältnis auf Augenhöhe stehen, Bildung ermöglichen, statt Forschung und Lehre im Hinblick auf externe Interessen zu steuern. Als Aspekte von Bildung werden Tugenden, Eleganz und Manieren vorgestellt, daneben Anthroposophie und sogar Unbildung. Das eigentliche Vorbild, das goldene Bildungszeitalter ist den Herausgebern nicht das bürgerliche 19. Jahrhundert, in dem Bildungsstreben bisweilen zur kanonischen Beflissenheit und zum dogmatischen Philistertum erstarrte und Bildungspatente Klassengrenzen markierten, sondern das 18. Jahrhundert des Gentilhomme und der Aufklärer. Nach deren Vorbild führen sie uns mit weltmännischer Leichtigkeit statt mit auftrumpfenden Belehrungen durch ihre Welt der Bildung, die inzwischen von der Leitidee zum Nischenphänomen geworden ist.

Sie zeichnen kein abgeschlossenes Bild, sondern legen ein an den Rändern offenes Mosaik, gebildet aus kleinen und großen Steinen, verschiedenen Motiven, mit Ranken und Verzierungen versehen. Eine Einladung an den Leser, seinen je eigenen Streifzug durch die Welt der Bildung anzutreten, Umwege und Abwege zu gehen und hierbei ein anderer zu werden. Bildung definiert sich, so zeigen Herausgeber und Autoren, »nicht durch Inhalte, sondern durch das Niveau, den Geist, die spezifische Musikalität«, mit der sie inszeniert wird. Diese kleine »Encyclopédie« der Bildung ist daher vor allem eine Einladung zur Bildung und – ein Vergnügen. ◆



Michael Maaser/
Gerrit Walther (Hrsg.)

Bildung. Ziele und Formen, Traditionen und Systeme, Medien und Akteure
Stuttgart 2011,
Verlag J.B. Metzler,
ISBN: 978-3-476-02098-7,
456 Seiten, 49,95 Euro.

teswelten. Anregend und geistreich, ironisch, bisweilen amüsant und dabei immer gelehrt – gebildet eben.

Kein »Shoppingguide« für Warenwelt der Bildungsgüter

Ob es »die Bildung« überhaupt gebe, fragen die Herausgeber in der Einleitung und bekunden, dass sie eine »Theorie von Bildung« nicht hätten. – Sie haben dafür eine klare Idee, eine präzise Vorstellung von Bildung, die in Aufklärung und Neuhumanismus grundiert ist: »Keinen festen Kanon von Kenntnissen und Kompetenzen [...], keine standardisierten Wissensinhalte, sondern Formen von Praxis an sich.« Kein »Shoppingguide« für die Warenwelt der Bildungsgüter also und auch kein emphatisches Plädoyer für Bildung als Weg zu einer besseren, gerechteren, effizienteren oder wohlhabenderen Gesellschaft. Bildung vielmehr als Aufforderung an den Einzelnen, sich in der Auseinandersetzung mit Bildungsimpulsen zu formen und zu entwickeln. Dies wird

Die Rezensentin

Privatdozentin Dr. Barbara Wolbring

lehrt Neuere Geschichte am Historischen Seminar. Sie ist Koordinatorin des Zentrums Geisteswissenschaften im Programm »Starker Start ins Studium«, in dem die Fachbereiche an einer Verbesserung der Lehre arbeiten. Zu ihren Forschungsinteressen gehört die Frage nach der Bedeutung von Bildung und Erinnerung für die Ausbildung politischer und gesellschaftlicher Identitäten.

Wie kommen all diese Vasen, Terrakotten und Bronzen nach Frankfurt?

Eine Kulturgeschichte der griechisch-römischen Antike – verbunden mit Fundstücken im Karmeliterkloster

Eine aktuelle deutschsprachige Kulturgeschichte der griechisch-römischen Antike, in der die materielle Kultur mehr als eine illustrative Nebenrolle spielt, gab es bislang ebenso wenig wie ein Handbuch der klassisch archäologischen Abteilung des Archäologischen Museums im ehemaligen Frankfurter Karmeliterkloster. Die dortige Kustodin Dagmar Stutzinger hat es gewagt, beides miteinander zu verbinden, und das mit beachtlichem Erfolg.

Dies ist alles andere als selbstverständlich, denn allzu selten gelingt es in Katalogen oder Begleitbüchern von Museen und Ausstellungen, die Behandlung des konkreten archäologischen Exponates überzeugend mit einer Skizze des historisch-kulturhistorischen Hintergrundes zu verbinden. Oft gerät entweder die archäologische Erläuterung zu kurz oder die Darstellung des historischen Rahmens. Die Autorin hat ein Buch von über 500 Seiten Umfang mit etwa ebenso vielen Abbildungen vorgelegt und informiert darin nicht nur über die archäologischen Objekte und deren Entstehungs- und Verwendungszusammenhänge, sondern auch über die Ursprünge, Motive und die Geschichte des Sammelns von Antiken in Frankfurt und im Allgemeinen. Außerdem widmet sie sich noch speziellen Problemfeldern wie Fälschungen und illegalem Antikenhandel.

Am Beginn steht die Frage: »Wie kommen all diese Vasen, Terrakotten und Bronzen nach Frankfurt?« Stutzinger umreißt die Entstehung und Entwicklung des Interesses an der griechisch-römischen Antike in und seit der frühen Neuzeit. Sie bettet in diesen Zusammenhang einen Überblick über die Frankfurter Antikensammlungen und -sammler ein, den es so bisher noch nicht gab. Der freien Reichsstadt fehlten zwar die fürstlichen Antikenliebhaber, die andernorts oft den Grundstock für spätere Museumsbestände legten, aber seit dem 17. Jahrhundert übernahmen Frankfurter Bürger diese Rolle – vom Gewürz- und Weinhändler Johann Schwind über die Künstler Eduard

Schmidt von der Launitz oder Otto Donner von Richter bis zu den Bankiers des fortgeschrittenen 19. Jahrhunderts wie Wilhelm Peter Metzler oder Alfred Bourguignon. Die von diesen und manchen anderen gesammelten Antiken gelangten größtenteils in den Besitz des Archäologischen Museums und sind somit Gegenstand dieses Buchs.

Das Werk ist im Wesentlichen chronologisch gegliedert und setzt nach der eben skizzierten Einleitung sinnvollerweise mit einem Kapitel über »Zeitrechnung und Zeitmessung in der Antike« ein. Hierzu kann das Museum zwei spätkaiserzeitliche Exponate beisteuern, von denen die Wasseruhr des Mapius, ein mit einer goldenen Auslaufdüse versehenes Bronzegefäß, besondere Beachtung verdient. Es weist eine Skala der Stunden auf, deren Länge jahreszeitlich bedingt variierte, und lässt durch eine außen am Gefäßkörper angebrachte Weihinschrift Schlüsse auf den Aufstellungs- und Verwendungsort zu: wohl das Heiligtum eines Heilgottes mit angeschlossener Kuranlage im heutigen Frankreich. Die Erklärung der Uhr wird verbunden mit Erläuterungen zur – sehr uneinheitlichen – Praxis der antiken Zeitmessung und -rechnung sowie nicht zuletzt mit aufschlussreichen mentalitätsgeschichtlichen Hinweisen. Das korrekte Funktionieren der Uhren stand offenbar nicht so sehr im Vordergrund des Interesses wie technische und handwerkliche Aspekte, die solche Geräte zu Prestigeobjekten und beliebten Weihgeschenken in Heiligtümern machten.

Die an diesem Beispiel skizzierte Verbindung von Objekterläuterung und übergreifenden kulturhistorischen Themen kennzeichnet das gesamte Buch. Auch informierte Frankfurter Benutzer werden so manches Exponat neu entdecken oder zumindest aus seinem bisher nicht wahrgenommenen Kontext heraus besser verstehen. Dies gilt etwa – um einige völlig beliebig ausgewählte Beispiele zu nennen – für eine attisch rotfigurige Halsamphora des frühen 5. Jahr-

hunderts v. Chr. mit der Darstellung zweier Personen aus dem Umfeld des Trinkgelages, die Anlass geben, über die griechische »Knabenliebe« zu reflektieren, oder für die Kennmarke eines Geschworenen eines Athener Gerichtshofes aus dem 4. Jahrhundert v. Chr., anhand derer



Dagmar Stutzinger

Griechen, Etrusker und Römer. Eine Kulturgeschichte der antiken Welt im Spiegel der Sammlungen des Archäologischen Museums Frankfurt
Regensburg 2012, Schnell & Steiner, ISBN 978-3-7954-2510-4, 528 Seiten mit 220 Farbabbildungen und 345 Schwarz-Weiß-Abbildungen, 49,95 Euro.

die Autorin eindrucksvoll die Mechanismen und Grundideen des klassisch griechischen Demokratiebetriebs zu entwickeln weiß.

Zahlreiche Gefäße aus Ton, Glas oder Metall lassen, von der Verfasserin kompetent zum Sprechen gebracht, für alle vertretenen Epochen die verschiedensten Vorbilder und Einflüsse und so die Physiognomie der materiellen Kultur aus verschiedenen Regionen erkennen. Besonders empfehlenswert sind die Passagen über die Veränderungen der antiken Formen- und Bildersprache in der zunehmend christlich dominierten Spätantike, ein Feld, auf dem die Autorin seit Langem besonders ausgewiesen ist.

Erstaunlich ist die gleichmäßige Kompetenz, mit der die Verfasserin ihr gesamtes Themenfeld mit all seinen unterschiedlichen Aspekten und der Vielfalt der Artefakte behandelt. Dies zeugt nicht nur von stupender Belesenheit, sondern vor allem von Forschungsarbeit in allen Bereichen. Damit liefert Dagmar Stutzinger nebenher das stärkste Argument für eine Definition des Museums als Forschungsinstitution. ◆

Der Rezensent

Prof. Dr. Wulf Raeck, ist seit 1996 Professor für Klassische Archäologie an der Goethe-Universität. Er leitet die archäologische Ausgrabung in Priene (Türkei) und ist am Graduiertenkolleg »Wert und Äquivalent. Über Entstehung und Umwandlung von Werten aus archäologischer und ethnologischer Sicht« beteiligt.

Die nächste Ausgabe von »Forschung Frankfurt« erscheint im Mai 2013

Gen und Stammzelltherapie: Was können und was wollen wir?



Die Gen- und Stammzelltherapie wird einerseits als Chance, andererseits als Bedrohung wahrgenommen. In der nächsten Ausgabe von »Forschung Frankfurt« lassen wir deshalb nicht nur Wissenschaftler des LOEWE-Zentrums für Gen- und Stammzelltherapie über ihre Forschung schreiben und erklären, was aktuell möglich ist, sondern reflektieren mit ihnen auch ethische Fragen. Sollten wir beispielsweise die Trisomie-21 (Down-Syndrom) korrigieren, wenn dies in Zukunft möglich wäre? Wo verlaufen die Grenzen? Was halten wir für normal? Wir bitten außerdem zwei Wissenschaftler, sich pro und contra Sequenzierung des eigenen Genoms zu äußern und erklären, was man mit den Testergebnissen anfangen kann – heute und möglicherweise in der Zukunft. Wie viel wollen wir wirklich über die Risiken für künftige Erkrankungen wissen?

Wissenschaftsmagazin der Goethe-Universität

Impressum

Herausgeber: Der Präsident der Goethe-Universität Frankfurt am Main
V.i.S.d.P. Dr. Olaf Kalteneborn, Leiter der Abteilung Marketing und Kommunikation

Redaktion: Ulrike Jaspers, Diplom-Journalistin, Referentin für Wissenschaftskommunikation (Geistes- und Sozialwissenschaften), Senckenberganlage 31, Raum 1059, 60054 Frankfurt am Main, Telefon (069)798-23266, Telefax (069) 798-28530
E-Mail: jaspers@ltg.uni-frankfurt.de
Dr. phil. Anne Hardy, Diplom-Physikerin, Referentin für Wissenschaftskommunikation (Naturwissenschaften und Medizin), Senckenberganlage 31, Raum 1059, 60054 Frankfurt am Main, Telefon (069)798-28626, Telefax (069) 798-28530
E-Mail: hardy@pww.uni-frankfurt.de

Vertrieb: Helga Ott, Senckenberganlage 31, Raum 1052, 60054 Frankfurt am Main, Telefon (069) 798-22472, E-Mail: Ott@pww.uni-frankfurt.de

Forschung Frankfurt im Internet

www.muk.uni-frankfurt.de/Publikationen/FFFM/index.html

Anzeigenvermarktung: Zeitungsanzeigengesellschaft RheinMainMedia mbH, Frankenallee 71–81, 60327 Frankfurt, www.rheinmainmedia.de
Ansprechpartner: Reinhold Dussmann, Telefon: 069 7501 4183, E-Mail: r.dussmann@rheinmainmedia.de

Druck: Societätsdruck, Westdeutsche Verlags- und Druckerei GmbH, Kurhessenstraße 4–6, 64546 Mörfelden-Walldorf

Illustrationen, Layout und Herstellung: schreiberVIS, Büro für Gestaltung, Joachim Schreiber, Philipp-Reis-Str. 8, 64404 Bickenbach, Tel. (06257) 962131
E-Mail: joachim@schreibervis.de, Internet: www.schreibervis.de

Grafisches Konzept: Elmar Lixenfeld, Büro für Redaktion und Gestaltung, Werrastraße 2, 60486 Frankfurt am Main, Telefon (069) 7075828
E-Mail: e.lixenfeld@t-online.de

Bezugsbedingungen: »Forschung Frankfurt« kann gegen eine jährliche Gebühr von 15 Euro abonniert werden. Das Einzelheft kostet 5 Euro. Einzelverkauf u. a. im Buch- und Zeitschriftenhandel in Uni-Nähe und beim Vertrieb. Für Mitglieder der Vereinigung von Freunden und Förderern der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main e.V. sind die Abonnementgebühren für »Forschung Frankfurt« im Mitgliedsbeitrag enthalten. Hinweis für Bezieher von »Forschung Frankfurt« (gem. Hess. Datenschutzgesetz): Für Vertrieb und Abonnementverwaltung von »Forschung Frankfurt« werden die erforderlichen Daten der Bezieher in einer automatisierten Datei gespeichert, die folgende Angaben enthält: Name, Vorname, Anschrift, Bezugszeitraum und – bei Teilnahme am Abbuchungsverfahren – die Bankverbindung. Die Daten werden nach Beendigung des Bezugs gelöscht. Die Beiträge geben die Meinung der Autoren wieder. Der Nachdruck von Beiträgen ist nach Absprache möglich.

Bildnachweis

Titelbild: Illustration: Susanne Straßer © Hinstorff Verlag 2010

Editorial: Postkarte aus der Edda-Sammlung des Instituts für Skandinavistik, Frankfurt.

Inhalt: Hinweise bei den jeweiligen Beiträgen.

Kompakt: S. 4 Fotos von Uwe Dettmar, Frankfurt; S. 5 oben: Prof. Meike Piepenbring, Frankfurt; S. 5 unten: S. 6 Fotos von Dr. Thorsten Benkel, Frankfurt; S. 7 oben: Institut für Medizinische Virologie, S. 7 unten: Dr. Henry Jonker; S. 8: Asklepios Klinik Langen.

Allgemeinmedizin

S. 9 Foto: ©Smileus-fotolia.com; S. 9 unten: Autorenfoto privat; S. 10 oben: Glaeske G, Janhsen K. GEK-Arzneimittelreport 2006, St. Augustin: Asgard-Verlag; 2006; S. 10 unten: Foto: ©detailblick-fotolia.com; S. 12: Foto der Autorinnen von Dettmar; S. 13 und 14: Fotos von Dettmar; S. 15: Fotos: Institut für Allgemeinmedizin, Frankfurt S. 16 bis 20: Fotos von Dettmar.

Perspektiven: S. 22 bis 24: Fotos von Jürgen Lecher, Frankfurt; Grafik S. 23 von schreiberVIS nach einer Vorlage von Prof. Jennifer Dressman, Frankfurt; S. 26 bis 27 alle Illustrationen vom Freien Deutschen Hochstift, Frankfurt; S. 28 Foto von Dettmar.

Märchen und Mythen: S. 30 bis S. 37: alle Illustrationen aus der Edda-Sammlung des Instituts für Skandinavistik, Frankfurt, Fotos von Dettmar; S. 38: Foto vom Bildarchiv Preußischer Kulturbesitz, Berlin; S. 38 oben: Illustration vom Goethe-Museum Düsseldorf; S. 38 unten: Illustration vom Stadtmuseum Kassel; S. 40 bis 43: Quelle der Illustrationen im Bildtext angegeben; S. 43: Autorenfoto von Dettmar; S. 44 bis 47: Quelle der Illustrationen im Bildtext angegeben; S. 47 Autorenfoto von Dettmar; S. 48 bis S. 52: Quelle der Illustrationen im Bildtext angegeben; S. 51 Autorenfoto privat; S. 53 im Internet unter: <http://images.e-media.de/fbilder/max09/auto09/auto47/09471224/m1500.jpg>; S. 54 Mitte im Internet unter: http://images4.wikia.nocookie.net/_cb20100613155035/shrek/de/images/3/39/Shrek.jpg; S. 54 oben im Internet unter: <http://files.scary-movies.de/red-riding-hood.jpg>; S. 54 unten im Internet unter: http://deuxcinema.de/wp-content/uploads/2011/11/hr_Snow_White_and_the_Huntsman_10.jpg; S. 55 oben im Internet unter: <http://www.filmfutter.com/wp-content/uploads/2012/05/Mirror1.jpg>; S. 55 Autorenfoto von Dettmar.

Rechtsgeschichte aktuell: S. 58 bis 62 alle Fotos von Dettmar.

Vorschau: Foto ©Sergej Khakimullin-fotolia.com.



Diese Publikation wurde unter Einsatz von FSC® Papier und umwelt-schonender Druckverfahren hergestellt. Das Forest Stewardship Council® (FSC) zertifiziert verantwortungsbewusst bewirtschaftete Wälder nach sozialen und umweltverträglichen Kriterien. Durch die Produktion sind Treibhausgasemissionen in Höhe von 4,2 t CO₂-Äquivalenten entstanden. Dieses Zertifikat bestätigt die Stilllegung dieser Treibhausgasemissionen durch Investitionen in das WWF Gold Standard Klimaschutzprojekt »Windenergie in Yuntadag, Türkei«.



Für sie, für ihn

oder einfach nur für DICH!



CAMPUS-SHOP

Hörsaalzentrum, Campus Westend

Tel: 069/ 798 34553

E-Mail: campus-shop@uni-frankfurt.campuservice.de

www.campus-shop-frankfurt.de



Roomigami!

Planen Sie Ihre Veranstaltung, wie Sie wollen. Und nicht, wie die Umstände es vielleicht zulassen. Sie suchen variable und kombinierbare Räume für Ihre Tagung oder Ihren Kongress – mit Ausstrahlung und perfekter Infrastruktur. Congress Frankfurt bietet Ihnen genau das: ein passgenaues Raumangebot auf dem Gelände der Messe Frankfurt. 80 Kongress-

und Tagungsräume mit einer Kapazität von insgesamt 22.000 Plätzen und großzügige Ausstellungsflächen stehen Ihnen zur Verfügung. Dazu Ausstattung, Technik, Personal und Catering. Alles wird individuell und professionell auf Ihre Wünsche abgestimmt. Wann dürfen wir Gastgeber Ihrer Veranstaltung sein? www.congressfrankfurt.de

